

Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie. 34.

Michael WALLASCHEK, Halle (Saale), 2023

*„... daß nicht die blosse Begierde allein,
fremde und weitentlegene Länder zu beschauen,
sondern auch vornemlich Gott und meinem Nächsten
ohne Falsch, Heucheley und Eigennutz zu dienen,
mein vorgesetzter Zweck und aufrichtiges Absehen gewesen.“*

Peter KOLB (1719: 1)

*„Es ist mir genug, zu sagen,
daß die Religion unsers Heilands JEsu Christi
den christlichen Sclaven ihre Pflichten gegen ihre Herren
aufs deutlichste, nachdrücklichste und vollständigste vorschreibt. ...*

*Sie ist also das beste, ja das einzige recht wirksame Mittel, ...
den Herren*

gehorsame, willige und treue Knechte an ihnen zu verschaffen.“

Christian Georg Andreas OLDENDORP (1777a: 387)

*„Wir Europäer urtheilen oft zu früh über die Sitten fremder Nationen,
ehe wir sie recht kennen lernen.“*

Carsten NIEBUHR (1772: X).

Zur Erinnerung
an den Zoologen und Zoogeographen
Johannes Meisenheimer
(30. Juni 1873 Griesheim/Main bis 24. Februar 1933 Leipzig)
im 150. Jahr seiner Geburt.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
WALLASCHEK, M.: Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. XV. (P. Kolb, C. G. A. Oldendorp, C. J. J. Baegert, C. Niebuhr, E. Kaempfer)	4
Zusammenfassung	4
Abstract	4
1 Einleitung	4
2 Peter KOLB (1675-1726)	5
2.1 Einführung	5
2.2 Ansichten	5
2.3 Anthropogeographie	11
2.4 Zoogeographie	14
3 Christian Georg Andreas OLDENDORP (1721-1787)	21
3.1 Einführung	21
3.2 Ansichten	22
3.3 Anthropogeographie	26
3.4 Zoogeographie	27
4 Christoph Johannes Jakob BAEGERT (1717-1772)	33
4.1 Einführung	33
4.2 Ansichten	34
4.3 Anthropogeographie	36
4.4 Zoogeographie	38
5 Carsten NIEBUHR (1733-1815)	42
5.1 Einführung	42
5.2 Ansichten	42
5.3 Zoogeographie	44
6 Engelbert KAEMPFER (1651-1716)	48
6.1 Einführung	48
6.2 Ansichten	49
6.3 Anthropogeographie	53
6.4 Zoogeographie	56
7 Zoogeographie bei den Naturforschern	62
8 Literatur	63

Vorwort

Eines der Ziele meiner neun „Fragmente zur Geschichte und Theorie der Zoogeographie“ (2009 bis 2013b) war es, Beiträge zur Minderung des Mangels an Forschungen zur Geschichte der Zoogeographie im deutschsprachigen Raum Mitteleuropas zu liefern. Diesem Ziel vor allem dienen die „Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie“ (WALLASCHEK 2015a bis 2023c). Eine erste Zusammenfassung von Aspekten der Geschichte des Fachs lieferte WALLASCHEK (2020d), eine Übersicht der theoretischen Grundlagen WALLASCHEK (2022c). Eine Darstellung der Quellen der Zoogeographie sowie der theoretisch und methodisch untersetzten Erfassung, Verknüpfung und Neukombination dieser Quellen zur klassischen wissenschaftlichen Zoogeographie durch Eberhard August Wilhelm VON ZIMMERMANN (1743-1815) gab WALLASCHEK (2023e).

In diesem Heft der Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie werden die zoogeographischen Inhalte von Werken weiterer deutschsprachiger Naturforscher des 18. Jahrhunderts untersucht, die ihre Erkenntnisse auf Reisen in weit entfernte Länder sammelten. Es handelt sich um

- das „Capvt Bonæ Spei Hodiernvm. Das ist: Vollständige Beschreibung des Africanischen Vorgebürges der Guten Hofnung. Worinnen in dreyen Theilen abgehandelt wird / wie es heut zu Tage / nach seiner Situation und Eigenschaft aussiehet; ingleichen was ein Natur-Forscher in den dreyen Reichen der Natur daselbst findet und antrifft: Wie nicht weniger / was die eigenen Einwohner die Hottentotten, vor seltsame Sitten und Gebräuche haben etc.“ aus dem Jahr 1719 von P. KOLB.
- die „Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den caraibischen Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jan etc.“ in zwei Teilen aus dem Jahr 1777 von C. G. A. OLDENDORP.
- die „Nachrichten von der Amerikanischen Halbinsel Californien: mit einem zweyfachen Anhang falscher Nachrichten etc.“ aus dem Jahr 1772 von C. J. J. BAEGERT.
- die „Beschreibung von Arabien. Aus eigenen Beobachtungen und im Lande selbst gesammelten Nachrichten abgefasset.“ aus dem Jahr 1772 von C. NIEBUHR und
- die „Geschichte und Beschreibung von Japan. Aus den Originalhandschriften des Verfassers herausgegeben von Christian Wilhelm Dohm.“ in zwei Bänden aus den Jahren 1777 und 1779 von E. KAEMPFER.

Es wird auch möglichen Einflüssen der Werke der genannten Naturforscher auf Eberhard August Wilhelm VON ZIMMERMANN, den Begründer der Zoogeographie, und auf dessen „Geographische Geschichte“ nebst der zugehörigen „Zoologischen Weltcharte“ (ZIMMERMANN 1777, 1778, 1780, 1783) nachgegangen, zudem ggf. den umgekehrten.

Der Druck des Heftes erfolgte wieder in einer Auflage von 25 Exemplaren, anschließend die kostenfreie Verteilung vor allem an Bibliotheken im In- und Ausland.

Mein Dank gilt wie immer auch meiner Frau Silva, welche die Arbeiten mit interessiertem Zuhören und Nachfragen unterstützte und die private Finanzierung von Druck und Versand auch dieses 34. Heftes der „Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie“ vorbehaltlos guthieß.

Michael Wallaschek, Halle (Saale), 11.10.2023

Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. XV. (P. Kolb, C. G. A. Oldendorp, C. J. J. Baegert, C. Niebuhr, E. Kaempfer)

Michael WALLASCHEK, Halle (Saale)

Zusammenfassung

Die zoogeographischen Inhalte deutschsprachiger Werke von Peter KOLB (1675-1726), Christian Georg Andreas OLDENDORP (1721-1787), Christoph Johannes Jakob BAEGERT (1717-1772), Carsten NIEBUHR (1733-1815) und Engelbert KAEMPFER (1651-1716) wurden analysiert. Sie enthielten Wissen aus sämtlichen Teilgebieten der Zoogeographie. Alle Werke gehören ihrer mittelalterlich-frühneuzeitlichen Epoche an.

Abstract

Zoogeographic contents of books in German language by Peter KOLB (1675-1726), Christian Georg Andreas OLDENDORP (1721-1787), Christoph Johannes Jakob BAEGERT (1717-1772), Carsten NIEBUHR (1733-1815), and Engelbert KAEMPFER (1651-1716) were analyzed. They contained knowledge of all branches of zoogeography. The books belong to the medieval-early modern époque of zoogeography.

1 Einleitung

In diesem Heft der Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie wurden die zoogeographischen Inhalte der Werke von fünf Naturforschern des 18. Jahrhunderts untersucht. Sie sammelten ihre entsprechenden Erkenntnisse auf Reisen in weit entfernte Länder. Es ging um das „Capvt Bonæ Spei Hodiernvm. Das ist: Vollständige Beschreibung des Africanischen Vorgebürges der Guten Hofnung. Worinnen in dreyen Theilen abgehandelt wird / wie es heut zu Tage / nach seiner Situation und Eigenschaft aussiehet; ingleichen was ein Natur-Forscher in den dreyen Reichen der Natur daselbst findet und antrifft: Wie nicht weniger / was die eigenen Einwohner die Hottentotten, vor seltsame Sitten und Gebräuche haben etc.“ aus dem Jahr 1719 von P. KOLB, die „Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den caraischen Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jan etc.“ in zwei Teilen aus dem Jahr 1777 von C. G. A. OLDENDORP, die „Nachrichten von der Amerikanischen Halbinsel Californien: mit einem zweyfachen Anhang falscher Nachrichten etc.“ aus dem Jahr 1772 von C. J. J. BAEGERT, die „Beschreibung von Arabien. Aus eigenen Beobachtungen und im Lande selbst gesammelten Nachrichten abgefasst.“ aus dem Jahr 1772 von C. NIEBUHR und die „Geschichte und Beschreibung von Japan. Aus den Originalhandschriften des Verfassers herausgegeben von Christian Wilhelm Dohm.“ in zwei Bänden aus den Jahren 1777 und 1779 von E. KAEMPFER.

Nach Einflüssen dieser Werke auf ZIMMERMANN (1777, 1778, 1780, 1783), und umgekehrt, wurde gesucht. Es war vor allem von Interesse, welche konkreten Wissensbestände der Zoogeographie aus welchen ihrer Teilgebiete in den Werken der Naturforscher enthalten sind. Es war zu fragen, ob sich darin Fortschritte in der Entwicklung der Zoogeographie erkennen lassen und welcher ihrer Epochen diese Naturforscher bzw. die zoogeographischen Inhalte in ihren jeweiligen Werken zuzuordnen sind. Zudem war nach dem Beitrag zur Ausbreitung zoogeographischen Wissens im Volk zu fragen. Soweit Aspekte der Anthropogeographie vorkamen, wurden sie behandelt, da nicht die menschliche Gesellschaft samt Haustieren, aber deren in Arealssystemen lebenden Vorfahren Gegenstand der Zoogeographie sind (WALLASCHEK 2010a: 7).

Zitate wurden in der originalen Orthographie und Grammatik wiedergegeben, Hervorhebungen von Textteilen, soweit möglich und sinnvoll, mit den originalen Satzmitteln. Die Schreibung der Namen der Autoren und Verleger bzw. der Verlage richtete sich weitgehend nach den Titelblättern der Werke. Die Gliederung der Zoogeographie in Teildisziplinen und Epochen nach WALLASCHEK (2022c) bildete den Rahmen der Untersuchung. Die Definitionen der zoogeographisch relevanten Begriffe folgten ebenfalls dieser Arbeit.

2 Peter KOLB (1675-1726)

2.1 Einführung

Im ersten bzw. zweiten Band von ZIMMERMANNs „Geographische Geschichte“ fanden sich die Zitate: „... Ochsen ...ansehnliche Heerden... das Kap p). p) Kolbens Vorgeb. Folio S. 470.“ (ZIMMERMANN 1778: 153); „Der Hottentotte bewacht seine Heerde durch abgerichtete Ochsen ... Ein jedes Dorf hält gewöhnlich sechs solcher Ochsen p). p) Kolbe Beschreibung des Vorgeb. Nürnberg 1719. Fol. S. 470.“ (ZIMMERMANN 1778: 157); „Der Klipdas. ... Kolbe q) sagt, man fange diese Thiere wegen ihres schmackhaften Fleisches, und sey die Jagd nicht beschwerlich. q) Kolbens Vorgebirge S. 144.“ (ZIMMERMANN 1780: 329f.). ZIMMERMANN zitierte hier aus dem „Capvt Bonæ Spei Hodiernvm. Das ist: Vollständige Beschreibung des Africanischen Vorgebürges der Guten Hofnung etc.“ (kurz: „Vorgebürge“) von Peter KOLB aus dem Jahr 1719 (KOLB 1719).

Peter KOLB (10.10.1675 Dörflas bei Marktredwitz – 31.12.1726 Neustadt an der Aisch) wurde in die Familie eines Zolleinnehmers und Schmieds geboren. Er soll Schulen in Marktredwitz und Wunsiedel, sodann zwei Gymnasien in Nürnberg besucht, danach die Universität Halle bezogen und hier im Jahr 1701 mit einer astronomischen Dissertation abgeschlossen haben. Hierauf habe er in Halle über Mathematik gelesen und den preußischen Geheimrat und Freizeitastronomen Bernhard Friedrich VON KROSIGK (1656-1714) kennengelernt. Ihm habe KOLB als Sekretär und Hofmeister gedient und sei in diesen Funktionen durch Europa gereist. KROSIGK habe KOLB mit astronomischen Aufgaben in der Kapkolonie beauftragt, wohin dieser im Jahr 1705 gesegelt sei. Er habe die ihm übertragenen Aufgaben erfüllt, doch wären die Zahlungen des Auftraggebers ab dem Jahr 1707 ausgeblieben. Daher habe er sich eine Stelle suchen müssen, die er bei der Niederländischen Ostindien-Kompanie als deren Sekretär fand. In den Tätigkeiten habe er viele völker- und naturkundliche Beobachtungen sammeln können. Eine plötzliche Erblindung im Jahr 1712 hätte ihn gezwungen, die Stelle aufzugeben und sich 1713 zurück nach Europa zu begeben. In Rastatt sei es dem badischen Leibarzt gelungen, seine Sehkraft wiederherzustellen, und 1715 wäre er in der Heimat angekommen. Anläufe zu neuerlichen Reisen seien am Einspruch seiner Mutter und von Freunden gescheitert. Der Markgraf von Brandenburg-Kulmbach(-Bayreuth) hätte ihn im Jahr 1718 zum Rektor in Neustadt an der Aisch berufen, welche Stelle er fast bis an sein Lebensende ausgefüllt habe. Außer seiner Dissertation hätte KOLB noch astronomische und geographische Schriften vorgelegt, doch sei das „Vorgebürge“ sein „Hauptwerk“ gewesen, „das ausführlichste und umfassendste unter allen älteren Schilderungen des Kaplandes, im Ganzen und Großen auch die zuverlässigste“. Die „Pflanzen- und Thierbeschreibungen“ wären „die ersten Versuche einer Flora und Fauna des Kaplandes“. Für die „Sitten und Gebräuche“ der „Hottentotten“ [Khoisan – M.W.] wäre das „Vorgebürge“ „die reichste Quelle, die freilich nicht ohne Kritik zu benutzen“ sei (RATZEL 1882). Dörflas gehörte nicht zu Brandenburg-Ansbach (RATZEL 1882), sondern zu Brandenburg-Kulmbach. KOLB (1719: Dedicatio) schrieb, dass sein Vater für Christian Ernst VON BRANDENBURG-KULMBACH „die gefälligen Zölle einzunehmen“ hatte.

Es fragt sich nun, inwieweit in KOLBs „Vorgebürge“ zoogeographisch relevante Inhalte zu finden sind. Danach wären die Fragen nach Kap. 1 zu beantworten.

2.2 Ansichten

Für die Reise an das Kap der guten Hoffnung nannte KOLB drei persönliche Gründe:

„... daß nicht die blosse Begierde allein, fremde und weitentlegene Länder zu beschauen, sondern auch vornemlich Gott und meinem Nächsten ohne Falsch, Heucheley und Eigennutz zu dienen, mein vorgesetzter Zweck und aufrichtiges Absehen gewesen.“ (KOLB 1719: 1).

Der wissenschaftliche Zweck der Reise KOLBs wurde jedoch durch KROSIGK vorgegeben:

„... wobey ohngefehr Seiner Excel. [KROSIGKS] Gedancken auf diejenigen Observaciones Astronomicas simultaneas derselben Nothwendigkeit und Nutzbarkeit geriethen, welche in weit von einander gelegenen Orten, zu gleicher Zeit, auf gleiche Art und Weise, und mit gleichen Instrumenten würden gehalten werden. ... Der bequemste Ort, diese Intention zu erreichen, wurde ... erachtet, das Caput bonæ spei ...“ (KOLB 1719: 1).

Eingangs der undatierten „Vorrede. An den geneigten und günstigen Leser.“ scheute sich KOLB (1719) nicht, die Vorzüge seines Werkes gegenüber anderen Reisewerken herauszustellen. Er sah den Wert eines Reisewerkes über Afrika in „genugsamen Nachrichten“ über „Africanische Sachen / Königreiche / Provintzien / Städte / veste Plätze“, „Eigenschafften der Völcker“, „das Buch der Natur“ und „was bey Anwesenheit vorgefallen“. Das alles sei bei seinem Reisewerk über das „Vorgebürge der guten Hoffnung“ der Fall. Anschließend lobte er das Werk eines weiteren Reiseschriftstellers über „Ceylon“ und wies jeden möglichen Vorwurf eines Eigenlobes zu Ungunsten der Konkurrenz entschieden zurück.

Zu den Motiven für die Anfertigung des Buches äußerte KOLB (1719) in der „Vorrede“, dass „gute Gönner und werthe Freunde“ „eifrig dahin getrachtet haben“, ihn „zu bereden / alles gar zu verfertigen / und der curieusen Welt durch den Druck mitzuthellen“, mithin wäre er zum Buch gedrängt worden. Er hätte „bey einigen Scribenten / viele nichts nützige / irrige und gantz falsche Sachen / von den Hottentotten und ihrem Lande / habe aufgeschrieben gefunden“. Teils liege das daran, dass sie es „nur vom hören sagen“ aufgeschrieben hätten, teils weil sie beim Ausfragen von Einheimischen an solche gekommen wären, „die gerne einem Fremden / ... eine Schnalle anzuhängen gewohnt seyn“, denn „Dergleichen Leute giebet es so wohl vielfältig unter den Europäischen Einwohnern / als Hottentotten / wie mich die Erfahrung sehr vielfältig gelehret ... Hieraus aber entspringen sehr oft gantz wiederwärtige und miteinander streitende Relationes / welche einen Leser ... dahin bringen / daß er eben so leicht das Falsche als das Wahre erwehlet.“ Dagegen helfe es, „lange mit einem Volck / wie die Hottentotten sind“, umzugehen. Er beteuerte, dass er nichts geschrieben habe, wovon er „nicht vorhero gründliche Nachricht / davon eingenommen hatte / die meist auf ... den eigenen Anschauen / und persönlichen Beywohnen beruhete“. Er schilderte dann die Mühen und Gefahren seiner Expeditionen im Lande, auch, dass er in der Kapkolonie die niederländische Sprache erlernt habe, wodurch er mit den Leuten „nicht nur habe reden / sondern auch trafiquiren können“.

Das „Vorgebürge“ war nach dem Inhaltsverzeichnis, welches „Das erste Register“ genannt wurde, in drei „Theile“ mit jeweils mehreren „Briefen“ gegliedert, wobei der „erste Theil“ eine „Beschreibung des Vorgebürges der guten Hofnung; worinnen die Physicalia von den dreyen Reichen der Natur ausführlich abgehandelt werden / von p. 1. biß pag. 346.“ enthielt. Darunter waren von Seite 136 bis Seite 226 je ein „Brief“ über die „Thiere ... auf dem Lande“, „Vögel“, „Fische ... in der Tiefe des Meers / und bey dem Vorgebürge“ sowie die „Schlangen und andern Insectis“. „Der zweyte Theil“ sei „einig und allein von den Hottentotten“ und begreife „einen vollkommenen Unterricht in sich“, „was von dieser Nation ihrem Ursprung / Sitten / Gebräuchen: und allen übrigen seltsamen Eigenschafften zu mercken ist. Von pag. 347. biß pag. 582.“ „Der dritte Theil“ beschreibe die „Europæischen Colonien / an dem Vorgebürge der guten Hofnung“ ... von pag. 583. biß zu Ende.“ (KOLB 1719: Das erste Register).

Dem „Vorgebürge“ vorangestellt war aber eine mit „Geschrieben in Neustadt an der Aysch, den 24. April, An. 1719.“ datierte Widmung an den „Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn / Herrn Georg Wilhelm Marggrafen zu Brandenburg etc.“, also den damals regierenden Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach(-Bayreuth). In der Widmung berichtete KOLB über seinen Werdegang. Dabei verwies er öfters auf „die Gütigkeit GOTTes“, „GOTTes sonderbare Führung und grosse Hülffe“, „das allsehende Auge GOTTES / vor mich“, „treuen Beystand und besondere Gütigkeit GOTTES“ oder auch darauf, dass es dem „allein weisen GOTT gefiele“, ihm „Anno 1712.“ „eine plötzliche Blindheit meines Angesichts“ zuzuschicken, auch dass ihn „GOTT Anno 1716. mit einer schwehren Kranckheit heimgesuchet“ habe. Dieser feste Glauben an einen persönlichen, jederzeit überall persönlich handelnden Gott zeigte sich auch in KOLBs Wünschen für seinen Landesvater. Das patriarchalische Denken KOLBs kam in den schon beinahe intim formulierten Wünschen für die Geburt eines „Printzen“ zum Ausdruck. Für ihn war es offenbar unvorstellbar, dass die „Printzessin“ demaleinst Brandenburg-Kulmbach regieren könnte.

Nebenbei wird sichtbar, dass KOLB seine Rolle als Untertan von Staat und Kirche akzeptierte, doch erinnerte er seinen Landesvater daran, dass dieser ebenfalls unter der Regierung Gottes stehe. Hierin kam ein gewisses bürgerliches Selbstbewusstsein ebenso zum Ausdruck wie darin, dass er seinen akademischen Grad, Namen und Beruf in größeren Lettern drucken ließ als den Text. Als akademischer Grad fand sich nicht „D.“, wie seinerzeit üblich für „Doctor“, sondern „M.“

für „Magister artium“. Er hat also wohl in Halle kein Studium in Theologie, Jura oder Medizin durchlaufen („der ich die Medicin nicht studirt“, KOLB 1719: 346), sondern allein die „Artistenfakultät“ absolviert und sie mit der von RATZEL (1882) genannten Dissertation beendet. Der Magister berechnete zur Lehre, welche KOLB dann in Halle und bei KROSIGK ausübte:

„GOTT erhalte also Euer Hoch-Fürstliche Durchlaucht zusamt Dero Durchlauchtigsten Hoch-Fürstlichen Frauen Gemahlin / und der Hoch-Fürstlichen preißwürdigsten Prinzessin / bey beständiger / tauerhafter und langwährender Gesundheit. Er setze Sie zum Seegen / und schenke Ihnen nach seiner unendlichen Allmacht / Gütig- und Barmhertzigkeit / einen frischen / gesunden und lebhaften Erbprinzen; welcher dermaleinst / wenn Euer Hoch-Fürstliche Durchlaucht alt und Lebenssatt / die Last der Regierung auf seine Schulter nehmen / und das Land / gleich Euer Hoch-Fürstlichen Durchlaucht in stiller Ruhe und süßen Frieden / erhalten und regieren könne. ... überlasse Euer Hoch-Fürstl. Durchl. der allgewaltigen und alles vermögenden Direction und Vorsehung des grundgütigen GOTTES; ... empfehle mich in tieffster Submission: der ich unablässig bin und in devotester Ehrerbietung ersterbe ... Euer Hoch-Fürstl. Durchlaucht: unterthänigst gehorsamster Diener M. Peter Kolb / Rector zu Neustadt an der Aysch.“ (KOLB 1719: Dedicatio).

KOLB (1719: 18ff.) schilderte im „III. Brief“ des „ersten Theils“ des „Vorgebürges“ u. a. die religiösen Verhältnisse an Bord des holländischen Schiffes, das ihn in die Kapkolonie brachte. Danach hätte jeder aus dem „Boths-Volck“ ein „Reformirtes Nieder-Teutsches Psalm-Buch“ „umsonst“ erhalten und habe es „des Morgens und Abends“ eine „Beth-Stunde“ gegeben. Zu ihr müssten „alle“ mit wenigen Ausnahmen „unumgänglich erscheinen“. Das Erscheinen und das religiöse Wohlverhalten in der „Beth-Stunde“ ist erzwungen worden, womit der Charakter von Religion und Kirche als geistige und kulturelle Herrschaftsinstrumente unübersehbar hervortrat:

„Der Anfang wird die Woche über, mit Bethung des Morgen-Seegens, und Lesung eines Capitels aus der Bibel gemachet, der Schluß aber geschiehet, mit Absingen eines Psalms; wobey sich alle Anwesende sehr devot und aufmercksam müssen bezeugen; wiedrigenfalls stehet gleich nach Endigung derselben ihr Lohn bereit, der auf einer dichten Haut voll Schläge beruhet, die sie mit einem Strick, auf den Rücken empfangen, und werden dadurch die andern von übler Nachfolge abgeschreckt. Will ... aber einer ... aus Muthwillen ... nicht erscheinen, so hat er entweder ... zu gewarthen, daß er mit Prügel darein getrieben wird: oder aber man straffet ihn an Geld ...“ (KOLB 1719: 22f.).

Es habe ein „Verbott von Religions-Disputiren zu Schiffe“ gegeben, „und dieses um Fried- und Einigkeit unter so vielerley Nationen zu erhalten, und die daraus entspringende Zwishtigkeit, Hader und Zanck, Mord und Totschlag zu verhindern“ (KOLB 1719: 23), wobei die Frage ist, wieso solches über den angeblich selben einen Gott entstehen kann; womöglich wurde nicht über Gott, sondern über die Auslegung durch Menschen verfasster Texte über ihn gestritten, wobei man Gott nicht fragte. Auch die Justiz an Bord arbeitete nach KOLB (1719: 23f.) mit Prügelstrafen.

Am Kap angekommen, wurde KOLB (1719: 43f.) durch den Gouverneur eine Wohnung nebst Diensten eines „Sclaven“ und einer „Sclavin“ zugewiesen. Diese Dienste hat er ohne jegliche Widerrede oder Bedenken angenommen. KOLB deutete sogar an, dass der Diensteifer der „Sclaven“ mit der Zeit nachgelassen habe, er also mit der „Aufwartung“ unzufrieden geworden sei. Obwohl er während der Schiffsreise größte Ängste geäußert hatte, selbst in die „Sclaverey“ zu geraten (KOLB 1719: 14), trat ihm das Schicksal dieser versklavten Menschen kaum nahe, wie aus einem längeren Abschnitt über sie, der allein aus der Perspektive der Europäer geschrieben wurde, zu ersehen ist (KOLB 1719: 725ff.). Aus diesem Abschnitt geht auch hervor, dass ihm das Los der Leibeigenen in „Teutschland“ bekannt war, dass er bemerkenswerterweise dem der „Sclaven“ am Kap nahezu gleichsetzte, doch auch hier kam kein Anzeichen von Mitgefühl auf (KOLB 1719: 726). Für die 1652 gegründete Kapkolonie führte KOLB (1719: 60) aus der Zeit seines Aufenthalts an, dass „Sclaven“ aus dreizehn verschiedenen Sprachen, gemeint waren Länder, dort gelebt hätten, alle aus Asien und Afrika. Dass man den „Sclaven“ Fleisch von durch Krankheit gefallenem und von Raubtieren gerissenem Vieh und Wild als Nahrung gab, störte KOLB (1719: 122, 153) nicht. Für ihn gehörte Sklaverei und Leibeigenschaft zur Normalität in der feudalen Gesellschaft, das zur Erhaltung ihrer ökonomischen Grundlage. So würden die europäischen „Einwohner“ der „Kapkolonie“ „zwanzig, dreyssig, viertzig, funffzig, und noch mehrere“ „Sclaven“ „besitzen, auch zu ihren weitläufftigen Feld- und Land-Bau, ingleichen zu Schaaf- und Ochsen- oder auch Kühhirten höchstnötig gebrauchen“ (KOLB 1719: 729). Dass es sich teils um Christen handelte, stritt nicht gegen sein Weltbild, da die „Leibeigenen“ in „Teutschland“ doch ebenfalls

Christen seien, vielmehr plädierte er für die Mission der „Sclaven“ (KOLB 1719: 725ff.). Dabei sah er wohl den Vorzug geistiger und kultureller Herrschaft über die Menschen gegenüber einer rein rechtlich- und polizeilich-repressiven.

Die Gründung der Kapkolonie wurde durch KOLB (1719: 50ff.) ausführlich beschrieben, wobei sich für deren Erweiterung eine „Schwürigkeit“ ergab, die durch KOLB voll von kulturellem und religiösem Chauvinismus sowie mit ganzer Akzeptanz von Ausbeutung und Unterdrückung anderer Menschen dargestellt worden ist, und zwar nicht nur in Bezug auf die „Sclavinen“ und „Hottentottinnen“, sondern auch in Bezug auf die verkuppelten holländischen Waisen, denen in der Wirklichkeit wohl kaum eine Wahl geblieben ist:

„Denn es fanden sich wohl Manns-Personen genug an und auf dem Capo du bonne Esperance; alleine, weil mit heydnischen Sclavinen sich zu vermengen unanständig und sündlich war; indem die Kinder, wenn sie nicht der Sclavin ihrem eigenen Herrn zukamen, wieder Sclaven werden und solche bleiben musten; weil auch niemand groß Verlangen tragen kan, mit einer stinkenden und schmierigten Hottentottin sich zu prostituiren, und zu infamiren: so fand sich ein großer Mangel an Weibs-Personen, mit welchen sich diese Coloniers ehrlich hätten paaren, und Kinder zeugen können. Als dieses in Holland bekandt gemacht wurde, fand man gar bald ein Mittel diesem Ubel abzuheiffen. Denn man nahm saubere, tüchtige und ehrliche Weibs-Personen aus denen Waisen-Häusern zu Amsterdam, Rotterdam, und aus andern Städten; schickte selbige, wenn sie Lust dahin zu schiffen hatten, und niemand von ihren Freunden dawider sich setzte, mit den ersten Schiffen dahin ...“ (KOLB 1719: 53).

Angeblich habe die Niederländische Ostindien-Kompanie das Gebiet der Kapkolonie von den „Hottentotten“ ordentlich gekauft (KOLB 1719: 50ff.), doch zeigte sich bald, dass man deren Erweiterung und die Anlage ihrer Ableger letztlich mit Gewalt erzwang, denn KOLB (1719: 78) berichtete über die „Colonie von Stellenbosch“, dass die Indigenen „gegen Pulver und Bley, das bey ihrer Hartnäckigkeit auf sie gewartet, nichts einbringen noch sich widersetzen konten: so wurden sie zurücke und in das Land hinein getrieben, damit die neu angewiesene Volck-Pflanzung Raum und Platz erlangte“.

Anteilnahme am Schicksal der Enteigneten und blutig Vertriebenen war nicht zu erkennen, eher ein im Interesse der Kolonisten zynisch formuliertes Gutheißeln der gewaltsamen Vertreibung der Einheimischen und des Landraubes. Selbstredend wurde den „Hottentotten“ dann vorgeworfen, geplündert und geraubt zu haben, wogegen sich die Kolonisten natürlich hätten wehren müssen und wurden die „Holländer“ dafür gelobt, dass „sie ersterwehnte Nation nicht gesucht, auch noch nicht suchen zu unterdrücken, oder in Slavery zu stecken, vielweniger zu ermorden, und gänzlich auszurotten“ (KOLB 1719: 86). Es war wohl eher die den „Holländern“ damals noch nicht völlig gegebene Macht, die sie von solchen Taten abhielt, als die edle und reine Menschenliebe, was sich spätestens bei ihren Nachkommen im Apartheidstaat erweisen sollte. Denn tatsächlich waren die ehemaligen Bewohner der Kapkolonie bereits zu Zeiten des Aufenthalts KOLBS (1719: 392) erheblich reduziert worden, woran ihnen aber KOLB die alleinige Schuld gab, denn sie hätten sich eben nicht gegen den Landraub und den Verlust der Freiheit im eigenen Land wehren sollen.

Die sympathisierende Erzählung über die Gründung der Kapkolonie wurde weiter unten durch eine andere ergänzt. In ihr wurde berichtet, wie später die dann etablierte Führung der Kolonie und nach ihrem Vorbild deren europäischstämmigen Bürger durch blutige Überfälle auf außerhalb der Kapkolonie gelegene Dörfer der Indigenen preiswert zu Vieh und anderen Waren zu kommen suchten, wobei Widerstand gegen diese „Busch- und Strauch-Räuber“ blutig niedergeschlagen wurde (KOLB 1719: 382ff.). Der Zorn KOLBS richtete sich aber eher gegen die europäischen Raub- und Mordgesellen, weil sie damit den Handelsinteressen der Kolonie schaden (vgl. KOLB 1719: 399f.), als dass er Mitgefühl mit den überfallenen, beraubten und ermordeten Indigenen geäußert hätte. Überdies richteten sich geschickt eingefädelt Intrigen gegen einzelne „Hottentotten“, die im Dienst der Niederländischen Ostindien-Kompanie standen, wobei sich KOLB (1719: 380ff.) hier aber auf die Seite der Opfer stellte, weil diese der Kolonie sehr nützlich gewesen waren.

Eingangs des „zweyten Theils“ des „Vorgebürges“, der „einig und allein von den Hottentotten“ handele, versicherte KOLB (1719), dass er über diese „Nationen“ oder „Völcker“ „genauere Nachricht“ als andere Autoren zu geben habe, er von „deren ganzen Leben und Wandel, einige Besonderheiten“ zu bringen wüsste, und das „der Wahrheit conform“, „weil bekandt“ sei, dass er

„sich schon so lange Jahr, unter und bey ihnen aufgehalten“ hätte. Hier formulierte KOLB seinen mit eigener Erfahrung unternetzten Anspruch auf eine hohe Qualität dieses Buchteils. An anderer Stelle dankte er Gott „vor alles“, was er ihm „in diesem weit-entfernten und Anfangs von Barbarischen Heyden bewohnten Land zu sehen vergönnet“ habe (KOLB 1719: 190). Da dieses nach der Rückkehr in Deutschland gedruckt wurde, muss von einer verfestigten chauvinistischen Einstellung gegenüber den „Hottentotten“ ausgegangen werden, die vorgebliche Konformität von Autoren-Erzählung und Wahrheit also bezweifelt werden. Bereits KOLBs Gründungserzählung erweist das und schon RATZEL (1882) sprach zu Recht für einen kritischen Blick auf KOLBs Werk.

Durch den langjährigen Umgang mit den „Hottentotten“ erfuhr KOLB einiges über ihre geistig-kulturellen Leistungen. So stellte er z. B. eine Liste von Wörtern der „Hottentotten“ zusammen, die eindeutig zeigt, dass mit dieser Sprache auch kompliziertere Sachverhalte aus den Bereichen Natur, Kultur und Religion ausgedrückt werden konnten, doch blieb er dabei, sie als „Barbarische Sprache“ zu bezeichnen (KOLB 1719: 355ff.). Hingegen musste er dann bezüglich ihrer Ziffern, Zahlwörter und ihres Rechnens direkt einräumen, dass diese „gar leicht zu begreifen“ seien, mithin schnell, richtig und sicher funktionierten, die „Hottentotten“ also „bey weiten so dumm nicht sind, als man sie bißhero wohl ausgeschrien hat, und davon alle Reiß-Beschreibungen ein hauffen Lermens machen“ (KOLB 1719: 364).

Im Folgenden zeigte KOLB (1719: 365ff.) an nicht wenigen Beispielen, dass die Literaturberichte über die geistigen, kulturellen und religiösen Eigenschaften und Leistungen der „Hottentotten“ oftmals falsche Aussagen oder üble Nachrede auf Grund unzureichender Beobachtungen und falscher Interpretationen wären. Allerdings verfiel er bei seinem eigenen Bericht etwa über die Religion darauf, Handlungen der Indigenen unter dem Blickwinkel seiner eigenen Religion als religiöse Handlungen auszulegen, sie also mit der christlichen Religion zu parallelisieren (KOLB 1719: 406ff.). Auch geriet er nicht selten in das Moralisieren gegenüber seinen europäischen Mitbürgern, etwa als er der natürlichen Rechtsprechung der „Hottentotten“ die durch „verkehrte Advocaten“ und durch „bestochene Richter verdrehte Gesetze“ geprägten Gerichtsverfahren vorhielt, in denen „Recht wiederfahren lassen“ „oftmals gar lange währet“ (KOLB 1719: 458). Wohl daher schwang sich KOLB (1719: 463) auch selbst zum Staatsanwalt, Richter und Vollstrecker auf, wenn er meinte, dass einer der „Hottentotten“ seiner Umgebung Unrecht getan habe: Er hätte dem Missetäter „seinen Rücken allezeit reichlich wieder mit Stock-Schlägen eingesalbet“.

Über „Wegwerffen und Ertödtung“ neugeborener Kinder bei den „Hottentotten“, was seinerzeit offenbar tatsächlich und fast nur bei Mädchen praktiziert wurde, wusste sich KOLB (1719: 446) mit starken Worten zu echauffieren, doch fand er es nicht unmoralisch, für einen „guten und vornehmen Freund in Amsterdam“ zu versuchen, ein solches totes Kind zu besorgen und für ihn in „Spiritu Vini“ „in einem Topff oder Flasche“ zu „bewahren“, um dessen Sammlung derartiger Präparate aus „America, Africa und Asia“ zu ergänzen. Im Übrigen war Kindstötung schon jeher in Europa im Schwange und ist es bis heute. Vorzugeben, dass sich die „Hottentotten“ hierin als „grausam“ erweisen würden, sah über diese Tatsache hinweg. Die Hauptursachen, Patriarchat und ökonomische Zwänge, waren und sind überall die gleichen, nur passierte die Kindstötung seinerzeit im südlichen Afrika offen, in Europa heimlich.

KOLB (1719: 350) hat den „Hottentotten“ Eigenschaften ihres Erscheinungsbildes zugeschrieben, die aus europäischer Sicht wenig anziehend wirken: „mit Ruß und Fett beschmieret“, „kothig, schmutzig, schmierig und unfläthig“. Allerdings äußerte KOLB (1719: 370) dann die Meinung, dass das Einfetten des Körpers ein Mittel gegen die Sonneneinstrahlung darstelle; diese Ansicht minderte jedoch seine Abneigung nicht. Dabei kam er selbst aus einem europäischen Zeitalter, in dem eine tatsächliche Körperpflege weit unten auf der persönlichen Agenda stand und durch diverse Mittelchen ersetzt wurde, und zwar gerade in den führenden Kreisen der Gesellschaft.

Trotz aller besseren Einsichten in Erscheinung, Eigenschaften und Leistungen der „Hottentotten“ wich KOLB letzten Endes nicht von seiner grundsätzlich chauvinistischen Einstellung den Indigenen gegenüber ab. Dass er die üble Nachrede zu relativieren versuchte, erfolgte jedoch nicht nur aus Wahrheitsliebe, sondern auch, um die profitable Nutzbarkeit der Indigenen durch die Europäer zu erweisen:

„Und zwar so haben viele, wenn sie der Hottentotten ihre angebohrne Art und Beschaffenheit vorstellen wollen, unter andern gesaget, daß sie sehr dumm, unverständlich und einfältig wären, weil sie weder von GOTT, noch von andern im gemeinen Leben nöthigen Sachen etwas wisten; über dieses sich sehr säuisch in ihrem Essen und gantzen Leben bezeugten, auch mit stinkenden Fett so sehr beschmiereten, daß man sie weiter riechen, als sehen könnte. Überhaupt davon zu reden, haben sie zwar hierinnen nicht übel geschrieben, oder die Unwahrheit geredet: alleine es ist nur ein nöthiger Unterscheid dabey zu beobachten, höchst nothwendig. Denn daß sie, in Betrachtung unserer oder anderer Völcker, dumm anzusehen seyn, ist ausser Zweifel, weil sie weder in Bürgerlichen noch andern Sachen also leben, als civilisirte Völcker thun: hingegen sind sie dennoch in ihrer Art klug genug, und wissen ihren Verstand eben so gut als ein anderer Mensch anzuwenden.“ (KOLB 1719: 365).

„Was braucht es viel Worte? Die Europæer würden sie gewiß nicht so gerne in ihren Diensten haben, als man wol durch die tägliche Erfahrung befindet, wenn sie so dumm und unverständlich wären: wie denn einer einen solchen etliche Jahre in seinen Diensten behält, und nicht gerne siehet, wenn er wieder fortgehet; allermassen sie sich derselben weit besser, als oftmals ihrer eigenen Slaven bedienen können: zumal wenn ihnen was von Gütern, als Toback, Wein, oder Brandtwein soll anvertrauet werden; worinnen sie gewiß, ob sie gleich sehr große Liebhaber derselben Waaren sind, dennoch so ehrlich sich bezeigen, daß sie nichts veruntreuen oder entwenden werden.“ (KOLB 1719: 365f.).

Übrigens hatte KOLB wohl hinsichtlich des „Thuns“ der „civilisirten Völcker“ den Dreißig- und den Neunjährigen Krieg mit all ihren Gräueltaten durch und gegen „Christenmenschen“, die seinerzeit währenden Hexenverfolgungen, die akademische Scharlatanerie, das Analphabetentum, die wahrhaft „säuischen“ hygienischen Verhältnisse in europäischen Städten und Schlössern und vieles andere mehr nicht auf die Rechnung gesetzt.

KOLB (1719: Das erste Register, 137) hat innerhalb der „Briefe“ über Landtiere, Vögel, Fische und Schlangen die einzelnen Zootaxa „nach dem Alphabet abgehandelt“, bezog sich also nicht auf ein zeitgenössisches System der „Thiere“. Er wisse aber „gar wohl, was sonst die Gelehrte, als Gesnerus, Franzius, Aldrovandus und andere, vor eine Eintheilung unter denenselben machen“; er verfertige jedoch „keine speciale Historie der Thiere“, sondern wolle nur sagen, „welche Thiere an und um dieses Vorgebürge der guten Hofnung anzutreffen; worinnen sie von denen unsrigen unterschieden; und kürztlich der Wahrheit gemäß anzudeuten was etwan andere ... unwahres davon geschrieben haben“; zur Benennung der Tiere habe er den deutschen, lateinischen und weitere Namen gebraucht (KOLB 1719: 137).

Jedoch vermochte er eine Reihe von Tieren gar nicht oder lediglich mit einem Namen aus einer lebenden Sprache zu benennen und zu unterscheiden bzw. verzichtete bei manchen Taxa auch bewusst auf die Benennung und Beschreibung von „Arten“, wie z. B. bei einem „Bock“, bei den „Fröschen“, „Hasen“, „wilden Katzen“, „Amseln“ und „Bachsteltzen“ und überhaupt bei den Vögeln (KOLB 1719: 142f., 150, 151, 154, 173ff., 175). Auch offenbare Fehlzuordnungen kamen vor, wie z. B. beim „Luchs“ und „Rhee-Bock“ (KOLB 1719: 157, 164). Bei anderen Tieren bemühte sich KOLB um eine korrekte Beschreibung und das Ausräumen von Fehlern in der Literatur, wie beim „Nashorn-Thier“ (KOLB 1719: 159ff.), mit nicht immer glücklichem Erfolg. Im „Brief“ über die „Fische“ entschuldigte sich KOLB (1719: 191) dafür, dass er „die Muscheln, Krebse, Krabben“ „mit einmenge“, damit er „nicht“ „wieder eine besondere Classe anzufangen und zu Papier zu bringen“ habe; er war sich der fehlerhaften Zuordnung also durchaus bewusst, wollte aber Platz sparen.

Als Bezeichnungen für taxonomische Kategorien benutzte KOLB (1719: 137, 138, 175, 191) die Termini „Reich“, „Classe“ (im logischen Sinne), „Geschlecht“ (im Sinne von „Gattung“), „Gattung“ und „Art“ (beide auch im gleichen Sinne und zudem im rein logischen), außerdem den Terminus „Sorte“ (im Sinne von „Art“) (KOLB 1719: 142). Die „Vermischung“ zweier verschiedener „Arten“, wie von „Panter-Thier“ und „Wolff“, mit der Folge der Entstehung einer anderen „Art“, des „Thos“, hielt KOLB (1719: 172) anscheinend für möglich, jedenfalls meldete er keinen Widerspruch an. Hingegen widersprach er entschieden einem Reisebericht, dessen Autor die Entstehung der „Caffres“ als Folge einer Kreuzung von Mensch und „Tyger-Thier“ zu erklären suchte (KOLB 1719: 351f.). Zwar berichtete KOLB (1719) über die Fortpflanzung von Tieren auf die natürliche Weise, doch hielt er zumindest beim „Ungeziefer“ eine Urzeugung für möglich, wie bei den „Flöhen“, die auf „Verunreinigungen“ „unumgänglich“ „wachsen und zum Vorschein kommen“ müssten (KOLB 1719: 220), oder bei den „Raupen“, die „ihren Ursprung von Krauts- und anderer Früchte Blättern“

nehmen würden, doch beschrieb er der letzteren „wunderbahre Verwandlung“ (als Anklang an M. S. MERIAN?; WALLASCHEK 2020e) von der „Raupe“ bis zum Völlinsekt korrekt (KOLB 1719: 222f.).

KOLB war sehr bemüht, Angaben aus der Literatur über verschiedene natürliche, medizinische, kulturelle und ökonomische Phänomene zu prüfen; er hat sie öfters nicht mit seiner „Erfahrung“ in Übereinstimmung bringen können, teils schon auf der Seereise (KOLB 1719: 28ff.). Dennoch flocht er zuweilen sehr wenig glaubhafte Erzählungen über „Thiere“ ein, die vermutlich eine Folge ungenauer Beobachtung und großzügig-vermenschlichender Interpretation des Verhaltens der Tiere waren, teils auch nur unterhalten sollten, so bei den „Bavianen“ (KOLB 1719: 138ff.). Dem Charakter des Buches entsprechend wurde mehr oder weniger ausführlich über den Nutzen und Schaden der Tiere berichtet, zudem über ihre medizinische und haushälterische Verwendung. Sehr gern berichtete er über den Geschmack des Fleisches und ob es ihm wohl bekommen sei oder nicht. Bereits in der „Vorrede“ des „Vorgebürges“ sprach KOLB (1719) von „grimmigen Löwen / verschlingenden Tygern- und Panther-Thieren / heulenden Wölfen / und andern Raub-Thieren“, „grossen / ungeheuren / und wilden Elephanten“; eine solche anthropomorphistische Redeweise über die wildlebenden Tiere fand sich dann nicht selten im Buch.

KOLB (1719: 198f.) ließ sich im Abschnitt über den „Hay“ auf eine längere Diskussion über die Frage ein, welcher „Art Fischen“ „den Propheten Jonam verschlungen hätte“, d. h. ob ein „Hay“ oder ein „Wallfisch“ am Werk gewesen sei (Jona 2,1). Hier argumentierte er allein mit dem Körperbau und der Lebensweise beider Taxa und lehnte sowohl eine Auslegung der Bibel, in der lediglich von einem „grossen Fisch“ die Rede gewesen sei, in Richtung auf den „Wallfisch“, als auch ein temporäres Wunder Gottes an einem „Wallfisch“ behufs Erweiterung des „Schlundes“ ab. Hier war demnach ein Aufkeimen der Aufklärung in Richtung eines Abwägens zwischen beobachtbarer Natur und glaubenskonformen Ansichten zu erkennen.

2.3 Anthropogeographie

Während der Diskussion um die Frage, ob der Terminus „Hottentotten“ eine Eigenbezeichnung der betreffenden Ethnien oder eine Fremdbezeichnung durch Portugiesen oder Holländer sei (KOLB 1719: 348ff.), verglich KOLB die „Hottentotten“ mit den „Kaffern“ / „Caffern“. Dazu gehörten Andeutungen zu deren Wohngebieten (Süden und Südwesten Afrikas vs. nördlicher und östlicher befindliche Räume Afrikas, Madagaskar) wie auch der Gemeinsamkeiten und Unterschiede in körperlichen Eigenschaften (Haare, Nasenform, Lippenbildung, Hautfarbe) (KOLB 1719: 349f.). Letzteres erfolgte rein deskriptiv ohne Verknüpfung mit geistigen oder kulturellen Eigenschaften. Später schilderte er den äußeren Körperbau der „Hottentotten“ weitgehend ohne herabsetzende Vokabeln (KOLB 1719: 371f.). Übrigens kam auch der ausführliche Abschnitt über die Hautfarbe der „Hottentotten“ ohne jegliche bewertende Aussage aus (KOLB 1719: 372ff.). Die nicht wenigen schwarzen Kupfertafeln mit Szenen über die Lebensweise der „Hottentotten“ (KOLB 1719: 347ff.) erscheinen als Produkte des Bemühens um eine objektive Darstellung, nicht als reißerische, voyeuristische oder verzerrende Abbildung von „Wilden“.

KOLB (1719: 50) hat eine graphische Darstellung Afrikas südlich des „Tropicus Capricornis“, des südlichen Wendekreises, und besonders der Kapkolonie gegeben. Sie besteht aus einer Karte „Accurate Vorstellung von Capo Bonæ Spei in Africa“, einem Profil „Prospect des Berühmten Vorgebürgs der Guten Hoffnung in Africa“, einer Skizze „Tafel-Bay auf dem Vorgebürg der Guten Hoffnung“ und einem Aufriss „Die Holländische Vestung auf dem Vorgebürg der Guten Hoffnung“. Die Karte stellte die Lage oder den Verlauf von Meeresküsten, Meeresbuchten, Inseln, Gebirgen, Wüsten, Flüssen, Ortschaften, der Reichsgrenze von „Monomotapa“ sowie die Siedlungsgebiete der Völker dar. Letzteres geschah, indem die jeweiligen Namen an die Stelle geschrieben wurden, wo diese Siedlungsgebiete auf der Karte lagen. Nach dieser Karte befand sich das Wohngebiet der Menschengruppen, die durch KOLB (1719) als „Hottentotts“ oder „Hottentotten“ aufgefasst wurden, im Süden und Südwesten Afrikas rund um die Tafelbucht. Somit hat KOLB hier für die differenten Bevölkerungen des südlichen Afrikas die Verbreitung dargestellt. Es fand sich des Weiteren ein langer Bericht über die Namen und die Volksgröße der „Nationen“ oder „Völcker“ der „Hottentotten“ samt geographischer Lage und Beschaffenheit ihrer Wohngebiete (KOLB 1719: 384ff.). Dabei korrespondierten Namen und Lage mit dem Kartenbild. Auf diese Weise wurde die

Verbreitung der einzelnen „Nationen“ mit Informationen zu natürlichen nutzbaren Ressourcen wie Wasserangebot, Bodenzustand, Waldbestand und Wildtieren untersetzt, mithin deren Umwelt beschrieben, und all das ohne Versuch, „Verbreitung“ oder „Umwelt“ theoretisch zu fassen.

Weder auf der Karte noch in eben genannter Rede wurden abgrenzbare Siedlungsgebiete der zu den „Hottentotten“ gezählten Menschen dargestellt, die KOLB als „Boschjes Männer“ bezeichnete und nach ihrer vorgeblichen Lebensweise, dann nach ihrer angeblichen Herkunft beschrieb:

„Daß auch schlimme Vögel unter ihnen sind, ist nicht zu läugnen, und wird wohl zu andrer Zeit erwiesen werden, daß keine Nation derselben gänzlich erübriget lebe: eben gleiches bei einer jeden Nation in Europa gute und böse giebt. Gleichwie sie aber dorten nach Beschaffenheit ihrer Missethaten unterschiedliche Namen führen: so werden sie auch hier unter diesen Leuten unterschiedlich genennet; insgemein aber heisset man die, so sich vom Rauben und Stehlen ernehren, *Boschjes Männer* / das ist: solche Leute, die sich in den Gebürgen und Wäldern aufhalten, und unter ehrlichen Leuten nicht, oder gar selten, wo sie unbekandt sind, sich sehen lassen.“ (KOLB 1719: 377f.).

„Gleichwohl ist noch eine allgemeine Anmerckung dabey nöthig ... , welche darinnen bestehet, daß unter allen diesen Nationen [der „Hottentotten“], gottlose Bösewichte gefunden werden, welche nicht nach ihren Gesetzen leben wollen, sondern sich auf das Rauben und Stehlen befleißigen. Diese alle werden aus der andern Gesellschaft gestossen, und gleichsam gebannet: dörrffen sich auch unter ihnen nicht mehr sehen lassen. Weil nun diese leichtfertige Bösewichte auf nichts anders bedacht seyn, als wie sie denen übrigen mögen Schaden zufügen; gleichwohl aber solches nicht alleine ausführen können, oder auch sich nicht getrauen: so rotten sie sich zusammen, halten sich in denen unzugänglichen Oertern der Berge auf, und suchen denn, wo sie etwas von Vieh erschnappen mögen. ... Alle diese heisset man *Buschjes Mannes* ...; daher sind sie auch denen andern Hottentotten allen so sehr verhasset, daß sie keinem, welcher ertappet wird, Pardon geben, sondern selbigen alsobald, nach ihren Rechten und Gesetzen, zum Tode condemniren.“ (KOLB 1719: 399).

Die Rede war also von Räuberbanden im gesamten Siedlungsgebiet der „Hottentotten“, die aus, wegen ihrer Verbrechen oder Böswilligkeit, in unbewohnte Orte verbannten Männern bestanden, die sich ihren Lebensunterhalt allein durch Viehdiebstahl sicherten und deswegen, sobald man ihrer habhaft wurde, ohne viele Umstände durch die „guten“ „Hottentotten“ getötet wurden. Hier hat KOLB nicht erkannt, dass es sich um „San“ handelte, eine zu den Khoisan gehörige Gruppe von Ethnien im südlichen Afrika, die als Jäger und Sammler leben, jedoch von den Viehzüchter-Gruppen der Khoisan nicht gelitten und so in unwirtliche Teile des Gesamt-Siedlungsraumes der Khoisan verdrängt worden sind. Daher war es KOLB nicht möglich, ein Siedlungsgebiet für die „Boschjes Männer“ anzugeben. Er hat sich in Bezug auf diese Menschen wohl zu sehr auf die Erzählungen der Händler und der indigenen Viehzüchter verlassen, die ihm hier aus Eigennutz „eine Schnalle angehängt“ haben, wie er sich auszudrücken pflegte, wenn er im Lande über irgendeinen Umstand belogen worden war. Zudem entsprach dieses Narrativ so seiner eigenen Einstellung zum Eigentum, dass er nicht auf die Idee kam, hinters Licht geführt worden zu sein.

Übrigens stritt KOLB (1719: 391) eine Behauptung in der Literatur ab, dass es am Atlantik einen Landstreifen nördlich der durch „Hottentotten“-„Nationen“ bewohnten Länder gäbe, in dem keine Menschen wohnen würden. Es lebten dort sehr wohl weitere zwei dieser „Völker“ und gäbe es schon in „Angola“ zwar keine „Hottentotten“, aber „Negros oder Mohren“. Allerdings könne es sein, dass im Landesinneren „grosse Einöden und leere Wüsten“ vorkämen.

Anzumerken ist, dass das Einschreiben des Namens eines Taxons auf einer Karte an die Stelle des Vorkommens durch ZIMMERMANN (1777, 1783) auf seiner „Zoologischen Weltcharte“ für die „Quadrupeden“ genutzt wurde; es war das aber ein damals übliches Verfahren der Kartographie für alle möglichen Objekte (vgl. KÖHLER 1719). Im Unterschied zu KOLB hat aber ZIMMERMANN für die Menschen auf der „Zoologischen Weltcharte“ nicht Namen von Völkern oder Völkerschaften eingesetzt, auch nicht die der erst während seiner Lebenszeit definierten „Rassen“, sondern die Merkmale Hautfarbe und Körpergröße mittels kartographischer Zeichen kombiniert, mithin die Verbreitung von Morphen dargestellt, ergo hierfür ein neuartiges Verfahren verwendet. Zudem stellte ZIMMERMANN die Verbreitung der gesamten Menschheit in Form deren Morphen auf der Erde dar, nicht nur eines Teils in Form einer Gruppe von Völkern in einem Erdteil wie KOLB.

KOLB (1719: 351ff.) bemühte sich, Licht in den „Ursprung“ der „Hottentotten“ zu bringen. Dabei könne man in den „Reiß-Beschreibungen“ und „ältern Documenten“ nichts finden, „das nur einige Muthmassung könnte geben, daß sie von diesem oder jenem Volck herstammten : und die wunderbahre Veränderungen und Wegziehungen der Völcker, ihnen diesen Sitz endlich überlassen hätten“. Mithin ging er davon aus, dass sie nicht an ihrem jetzigen Ort entstanden, sondern im Laufe der Zeit an den Migrationen der Völker beteiligt gewesen waren und ihnen am Ende dieser Platz im südlichen Afrika zugefallen oder durch andere gelassen worden sei; Gott ließ er hierbei keinerlei Rolle spielen. Sodann stellte KOLB (1719: 352f.) dar, dass sie viele Gemeinsamkeiten in der Lebensweise sowie in den Sitten und Gebräuchen mit den „Jüden“ und den „Troglodyten“, letztere als „uralte Africanische und von den Carthaginensern herstammende Völcker“, hätten. Es sei aber „eine gar schwehre Sache, daß man itzt einer dieser Meynungen beypflichtet“, das heißt, sich festzulegen, von welchem der beiden Völker die „Hottentotten“ „herstammten“. Er entschied sich dafür, beide Völker zu Stammeltern der „Hottentotten“ zu erklären und letzterer Ähnlichkeit mit ersteren als Produkt deren ständiger Vertreibung sowie der Vermischung miteinander und mit noch weiteren Völkern während der Wanderungen zu erklären:

„Meines Orts lasse mich bedüncken, daß unwidersprechlich hieraus zu ersehen, wie dieses uralte Africanische Völcker seyn; die, weil sie immer vertrieben, und je länger je weiter von ihrem alten Sitz verjaget worden, so wohl aus denen dahin gebrachten Jüden, als auch andern Africanischen und absonderlich Carthaginensischen Völckern, sich zusammen geschlagen, und endlich an diese äusserste Spitze des Landes begeben, daselbst gesetzt und häufig in eine Versammlung begeben haben : und weil so vielerley Nationen gewesen, so habe immer eine von der andern was angenommen, jede aber ihre absonderliche Gebräuche vergessen; daß also nunmehr ein verwirrter Zustand bey ihnen anzutreffen.“ (KOLB 1719: 353).

Es wird erkennbar, dass KOLB hier eine dynamische wie historische Sichtweise an den Tag legte, da er nicht nur von der Vertreibung, der Migration und der Neuansiedlung der Menschen, sondern von der allmählichen Entstehung der „Hottentottischen Nationen“ oder „Völker“, die neue Eigenschaften aufweisen würden, aus letztlich mehr als zwei Stammvölkern ausging. Hier ist eine deutliche Parallele zur dynamischen und historischen Sichtweise ZIMMERMANNNS (1778: 114f.; WALLASCHEK 2011a: 29) auf die Geschichte der Menschheit zu sehen, mithin könnte letzterer bei KOLB in dieser Hinsicht Anregung gefunden haben.

Jedoch beließ es KOLB (1719: 353ff.) nicht bei dieser Hypothese, sondern versuchte, durch Befragung der „Hottentotten“ „an unterschiedlichen Orten, und zu unterschiedenen Zeiten“, auch unter Einbeziehung der Erfahrungen eines langjährig ansässigen holländischen Bewohners der Kapkolonie, herauszufinden, was sie selbst über ihre Entstehung wüssten. Tatsächlich ließ er sich dann allein vom Klang des Namens des vorgeblichen „Stammvaters“ und von der Existenz einer Gottheit in den religiösen Mythen der Indigenen dazu bringen, den „Hottentotten“ eine aber nur bruchstückhafte Kenntnis der mosaïschen Geschichte zuzuordnen. Doch hatte der Namen der vorgeblichen „Stammutter“ klanglich nichts mit dem von Noahs Frau Naama zu tun:

„Denn sie geben vor, daß sie durch die Überlieferung, von Kind auf Kind fortgepflanzt wissen, wie ihre erste Eltern durch ein Fenster oder Pforte ... auf die Erde gekommen seyn: welche ihre Nachkömmlinge hätten säen, erndten, Brod backen, Vieh weyden und andere dergleichen Dinge mehr gelernet; welche aber nach dieser Zeit unter ihnen, theils wegen vieler Kriegs-Beschwehungen und Landes-Flüchtungen: theils auch aus Unachtsamkeit und anderer Umstände wegen, mehrentheils wären verlohren gegangen. Die Namen ihrer ersten Eltern und zwar des Mannes, wäre Nôh gewesen, die Frau aber hätte Hinghnôh geheissen ... Diese erste Eltern ... geben sie vor ... daß sie von GOTT herkommen und auf die Erde gesetzt worden, der in ihrer Sprache Tikqvoa genennet wird. ... Welches abermals eine solche wunderbahre Sache ist, die nicht allein die Schöpfung von GOTT und absonderlich die Sündfluth, womit die Welt gestraffet worden, sondern auch den Namen des darinnen erhaltenen Noah, und vielleicht auch den Namen seines Weibes vorbildet und darstellt.“ (KOLB 1719: 353f.).

Danach interpretierte KOLB die Aussagen der Indigenen des Kaplandes über ihre Entstehung und Migration in der Richtung auf eine Anpassung an seine eigene Weltansicht, also im Sinne der mosaïschen Geschichte mit Schöpfung der Welt und der Menschen durch Gott, Sündenfall, Sündfluth, Noahs Familie samt dessen Söhnen, deren Stammvaterschaft für die europäischen, asiatischen und afrikanischen Völker sowie deren Ausbreitung über die Erde. An letzterem ist aber seine teils historische Sichtweise im Sinne der Entwicklung einer neuen Völkerschaft aus mehr als zwei Stammvölkern, das im Kapland eine neue Heimat gefunden hat, bemerkenswert.

Darüber hinaus stellte es eine beachtliche Leistung dar, die seinerzeit durch ihn vorgefundene Verbreitung der von ihm als „Hottentotten“ aufgefassten Ethnien kartographisch und sprachlich dargestellt und zudem deren ungefähre Populationsgröße und die Verhältnisse ihrer Umwelt in seinem Text niedergelegt zu haben. Der äußere Körperbau einschließlich der Hautfarbe wurde im Text beschreibend dargestellt, und zwar ohne herabsetzende Verknüpfung mit geistigen oder kulturellen Aspekten. Ebenso setzten die Kupfertafeln im Werk diese Menschen nicht herab. Bei der Beschreibung der geistigen und kulturellen Eigenschaften und Leistungen der „Hottentotten“ hat sich KOLB redlich um eine Richtigstellung oder Relativierung falscher Aussagen über diese „Nationen“ bemüht, konnte aber seinen geistigen, kulturellen und religiösen Chauvinismus nicht verbergen und fällt daher letzten Endes ein vernichtendes Urteil über die Khoisan. Allerdings kann dieses Urteil nicht als Folge eines bei KOLB ausgeprägten Rassismus interpretiert werden, da die dafür sehr typische Diskriminierung von Menschen schon allein aufgrund der äußeren biologischen Körpermerkmale fehlte und keine Verknüpfung der letzteren mit den geistigen und kulturellen Merkmalen erfolgte. Jedoch stellte KOLB die beiden letzteren Merkmalskomplexe dünnelbehafet und solcherart beide verquickend dar. Deswegen stand er der Gruppe von Naturforschern des 18. Jahrhunderts näher, welche eine dünnelhaft bewertende Verknüpfung körperlicher, geistiger und kultureller Merkmale bei Menschengruppen betrieb, als der Gruppe von Naturforschern dieser Zeit, die solches Tun eher vermied (WALLASCHEK 2019e: 53, 2019f: 60, 2020a: 58, 2020c: 59, 2021e: 53ff., 2023d: 36).

2.4 Zoogeographie

Wie erwähnt, führte KOLB selbst Expeditionen durch die Kapkolonie und angrenzende Gebiete durch, die er „Lust-Reisen“ nannte, und auf denen er sich „überall umgesehen, und alles, was nur sehens-würdig war, in Augenschein genommen“ habe (KOLB 1719: 61). Damit meinte er offenbar auch eigene Beobachtungen an und Abschüsse oder Fänge von Tieren im Gelände (z. B. KOLB 1719: 138ff., 173, 191, 212). Ihm war auch das „Microscopium“ bekannt (KOLB 1719: 155), doch ob er es selbst zum Beobachten benutzt hat, war nicht deutlich zu erkennen. KOLB (1719: 144) hielt Tiere des Kaplandes und sammelte sowohl im Kapland, als auch an Bord des Schiffes, das ihn in die Kapkolonie brachte, gelegentlich Naturalien (KOLB 1719: 24, 160, 191, 201, 215, 217). Dabei gebrauchte er zur Konservierung den „Spiritum vini camphoratum“ (KOLB 1719: 215). Da er von manchen Taxa die inneren Organe beschrieb, hat er sie wohl auch zerlegt, oder zumindest bei der Essensvorbereitung darauf geachtet. Mit dem „Torpedo-“, „Krampf-“ oder „Zitter-Fisch“ experimentierte er zu seinem eigenen Schaden (KOLB 1719: 211). Er zitierte bei den einzelnen Taxa die Fachliteratur ziemlich genau mit Autor, Werknamen und Seitenzahl. Mithin betrieb KOLB (1719) Faunenexploration und Quellenexploration jeweils mit Datensicherung.

Es folgen ausgewählte Beispiele mit zoogeographisch relevanten Angaben zu einzelnen Taxa:

„Den 12. ... Martii [1705] ... Insul St. Jago... nebst der Insul del Majo ... sahen wir ... einen Fisch, den die See-Leute Haay, die Natur-Forscher aber Canem Carchariam nennen ... fiengen ... an eben diesen Tag einen Tonnyfisch ... Delphin-Fisch ... an eben diesen Tag gefangen ...“ (KOLB 1719: 14).

„... am 7. hujus [Juni 1705] ... ein See-Hund sehen liese, dergleichen man die gantze See durch nirgends, als um die Gegend des Capo du bonne Esperance erblicket ... Es giebet dergleichen Thiere an dem Capo du bonne Esperance gar viel, und werden jährlich auf der so genannten Taxen-Insul, welche an dem Eingang des Saldanha-Hafens, und also bey nahe 30. Meilen von dem Capo abliegt, etliche tausend todt geschossen und erschlagen, von denen ... Traan gebrennet wird ... So hat es auch vor diesem auf der so genannten Robben-Insul, welche recht in dem Eingang des Capischen Hafens lieget, unzehlig viel gegeben, die aber seithero, nachdem daselbst ein Haus erbauet, und vor die Banditen eine Wohnung bereitet worden, die Flucht von dannen genommen, und nun auf der vorgedachten Taxen-Insul ihre Niederlage und Zusammenkufft halten ...“ (KOLB 1719: 40f.).

„... die See-Kuh-Valley ... sie liegt etwa eine Stunde von dem Seestrand entfernt ... hat ihren Namen von einem Thier, welches die Einwohner eine See-Kuh, die Gelehrte aber Hippopotamum nennen ... daß erwehnte grosse und ungeheure Thiere, Amphibia oder solche Thiere seyn, die so wohl im Wasser, als auf dem Lande leben können; massen es denn den Hunger zu stillen auf das Land steigt, und ... Gras frisset, hernach aber sich wieder in das Wasser begiebet, und daselbst verbirget. ... Nachdem aber durch Vielheit der Europäer viele derselben sind todt geschossen worden, haben die andere, welche endlich diesen scharffen Nachstellungen noch entgehen wollen, sich mit der Flucht salviret, und ist dem See nichts als der blosser Name übrig geblieben. ... Wenn aber die See ungestümm wird, ... so rollet es von dem Ufer biß in diese Valley, und kommet gar in diesen See hinein; durch welches er auch

mit Fischen angefüllt und beschwängert wird ... wie ... diejenigen, so nur in puren Saltz-Wasser dauren können, hier nicht langen Aufenthalt des Lebens, wohl aber den Tod finden.“ (KOLB 1719: 83).

„Von dem Fluß ... die Stellenboschische-Rivier ... keine andere Fische aber führet, und ernähret, als kleine Grundeln, Schmerlinge, und ... Aalen. Doch unten bey dem Ausflusse in die Bay-Falzo, und hinauf biß an Ferdinand Appels Hof-Städte, fänget man hinein gekommene See-Fische, als Harter, Springer und dergleichen.“ (KOLB 1719: 91).

„... Affen ... daß dieselbige um und bey dem Vorgebürge der guten Hoffnung nicht gefunden werden, woferne man die eigentliche Affen allein unter dieser Benennung will verstanden haben. Denn diese sollen sich laut anderer Beschreibung weit tieffer in dem Lande aufhalten, wie sie denn auf der Insul Mauritius und an andern Africanischen, ingleichen auch Asiatischen und Americanischen Oertern überflüssig angetroffen, und gefangen werden.“ (KOLB 1719: 137f.).

„Nichtsdestoweniger trifft man daselbst [„Vorgebürge der guten Hoffnung“] eine Art der Affen, nemlich der Bavianen sehr überflüssig an ... Diese Art der Affen nun, welche ... die Lateiner ... Cynocephalus ... nennen, trifft man hier vielmehr als in Abyssinien oder anders wo an ... daß sie ungekocht oder rohes Fleisch, gefolglich auch Fische gar nicht essen, wohl aber, wenn es wohl zugerichtet und gebraten ist. ... ihre Speise ... die Feld- Garten- und Baumfrüchte. ... In den Gärten ... finden sich hier gemeinlich in grosser Menge und offtermals bey etlichen hundert ein.“ (KOLB 1719: 138ff.).

„... zu den Böcken, derer Africa sehr vielerley Arten und Gattungen hat.“ (KOLB 1719: 141).

„Von den blauen Böcken ... Anno 1708. habe ich auf der Reise nach den warmen Bade, einen Troup von zehen Stücken bey einander gesehen ... Es ist sehr merckwürdig, daß sich kein einiger jemalen an dieser Seite der Hottentotts-Holländischen Gebürge, und also nahe an dem Vorgebürge sehen lässet; wovon ich nicht weiß, ob ihnen das daselbst befindliche Futter, oder aber das Wasser, oder auch sonst etwas nicht anstehet; es wäre denn, ... sie wären von den vielen Schiessen verjaget worden; welches aber schwerlich seyn kan, weil nicht nur in ihrem Bezirck ihnen eben so starck, als über den Bergen herwärts, nach dem Leben getrachtet wird: sondern auch darum, weil nach der Aussage der Hottentotten, und Geständniß der ältesten Europäer, welche bereits über 50 Jahre hier gewohnet haben, keiner jemalen ist gesehen worden.“ (KOLB 1719: 141f.).

„Der bunden Böcke giebet es überall sehr viele ... man siehet sie aber in weit-grösserer Menge [als die blauen Böcke] und Hauffen-weiß beysammen, also, daß man mehrmalen etliche hundert derselben beyeinander antrifft: wie ich denn selbst Anno 1708. einem Troup von mehr denn tausend Stücken entgegen gekommen ...“ (KOLB 1719: 142).

„Chameleones, welche Gesnerus zu teutsch Ratten-Eydexen nennet, giebet es auch an diesem Vorgebürge, und zwar hauptsächlich auf der ... Robben-Insul, in ziemlicher Menge; ... wenn sie eine Mücke oder Fliege erblicken, strecken sie ihre lange und spitzige Zunge heraus, fangen selbige damit und verzehren sie ... Ihr Gang ist ganz langsam und träg ... Auf den Aesten der Bäume halten sie sich lange und mit Lust auf; theils um die Mücken und Würme zu haschen : theils auch die Feuchtigkeit der Blätter an sich zu saugen.“ (KOLB 1719: 144).

„Das Africanische Elendthier, ist nach der Beschreibung des Europäischen, gantz anders gestaltet ... Es kommet auch nicht vollkommen mit dem Americanischen überein ... Diese Thiere halten sich auf denen höchsten Gebürgen auf, allwo sie auch gute Weyde und süßes Wasser finden; gleichwohl kommen sie oft herab in die Thäler, und werden alldorten erschossen, oder auf eine andere Weise getödtet. ... mit gelegten Stricken ... ist eines ... an den Stein-Bergen, unweit der Püffels-Valley Anno 1707. gefangen worden ...“ (KOLB 1719: 145f.).

„Der Esel giebet es heutiges Tages zweyerley Gattungen allhier; davon die eine zwar vor der Holländer Ankunft, in diesen Landen nicht ursprünglich ist zu finden gewesen : sondern sie sind erst durch dieselbe dahin gebracht, und entweder von Capo Verde, Angola, Loanda, S. Paul. etc. oder von Ceylon dahin geführt worden ... Weil sie mit den Europäischen Eseln in allen Stücken übereinkommen ... ihr bißheriger Gebrauch allhier sehr gering ja fast gar keiner gewesen ... Die andere Gattung, welche einheimisch ist, und insgemein ein wilder Esel, oder Lateinisch Onager heisset ... Gras frist ... Ich habe diese Thiere sehr viele auf einmal, und selbige zu unterschiedenen Zeiten, auch an unterschiedlichen Oertern dieses Landes, im freyen Felde wild herum lauffen, keines ... aber jemalen zahm gesehen ... Im freyen Felde sind sie gewißlich von einer unglaublichen Hurtigkeit ... (KOLB 1719: 146ff.).

„Der Elephant ... daß einige ... sich gerne auf den Gebürgen, andere ... lieber in den Thälern und Ebenen, noch andere ... an sumpfftigten und morastigen Oertern, und endlich alle um und an den Flüssen aufhalten. ... daß sie gerne in warmen Ländern sich befinden, und die Kälte gar übel vertragen können. ... die Africanische, welche um und bey dem Vorgebürge ... gesehen, geschossen oder sonst getödtet ... ihre gewöhnliche wilde Speise ist hier in Africa hartes Gras, als dürre Heyde, Wutzeln und anders Gesträuch, auch junges herausssprossendes Korn ...“ (KOLB 1719: 148ff.).

„Der Geißbock ... halten sich ... mehrentheils in den Thälern, und nur selten auf den Bergen auf; weswegen ihnen gar leicht nachzustellen ist.“ (KOLB 1719: 151).

„Von den Kröten ... giebet es deren allhier wenig ...“ (KOLB 1719: 154).

„Daß der Löwe, deren es hier sehr viele giebet, die auch so wohl den Menschen als andern unvernünftigen Thieren gehässig, und wenn sie hungrig sind, nach ihrem Leben stehen ... daß Anno 1705. in dem Monath December, ein Löwe einen Soldaten ... mit einem Schlag ... todt geschlagen, und mit demselben hernach davon gegangen. ... daß ein anderer Löwe Anno 1707. einen ziemlich schweren Ochsen auf solche Weise getödtet hat, und noch dazu mit demselben, über eine ziemlich hohe Mauer gesprungen, und davon gegangen ist.“ (KOLB 1719: 154ff.).

„Der Leoparden, oder der Panther-Thiere ihr eigenes Vaterland, soll ... Asien allein seyn, ... da es doch gewiß, daß auch Africa keinen Mangel daran habe ... Anno 1708. sind zween Leoparden ... in Schaafstall gekommen, welche ... in kurtzer Zeit über 80. biß 100. Stücke Schaafe erwürget...“ (KOLB 1719: 156f.).

„Die Luchse, welche Africa gleichfalls besitzt, ... weil sie mit denen Europäischen völlig übereinkommen. ... Doch weil sie in Europa nicht aller Orten gefunden werden, ... in Teutschland nicht allzugemein sind : so füge nur dieses hinzu, daß sie in der Luchs-Burg, einem Wald, nahe bey der Hochfürstl. Brandenburg-Culmbachischen Haupt-Stadt Wonsiedel gelegen, sich aufhalten, und dann und wann gesehen werden. ... Anno 1709. einen daselbst erleget.“ (KOLB 1719: 157).

„Das Nashorn-Thier ... Rhinoceros ... frisset er ... wenig lindes Gras; sondern ... vielmehr grobe und stachlichte Disteln, ... rauhe Gesträuche als Heyde und scharffe Gebüsche ...“ (KOLB 1719: 159ff.).

„Die Ratten oder Ratzen ... weil sie vermuthlich kein Thier, das anfänglich hieselbst gewohnt : sondern erst durch die Europäer durch Ausladung unterschiedlicher Schiffs-Güter, in dieses Land sind gebracht worden. Denn in den Häusern auf dem Lande, sonderlich wenn sie etwas weit von den Ufern entfernt liegen, trifft man wunder-selten einen an; welches ohne Zweiffel glaubig machet, daß sie mit den Schiffen, als in welchen sie häufig und in gröster Menge, nebst andern Mäusen und kriechenden Würmern, auch vergifteten Tausend-Beinen und Scorpionen anzutreffen sind, erst hieher gebracht worden. Es darf daher auch keine zahme Katze von den Boths-Gesellen ersehen und ergreifen lassen, die sie nicht alsobald fangen, in einen Sack stecken, und mit sich an ihr Schiff führen; nur um diesen Unthieren zu steuern ... wie denn auch zu Lande die viele wilde und in dem Lande selbst befindliche Katzen verhindern, daß kein Ratze, wenn er ja einen Weg nehmen und das Land besuchen wolte, empor kommen kan.“ (KOLB 1719: 163f.).

„Von den Schild-Kröten ist zu wissen, daß es derselben zweyerley Gattungen, nemlich Land- und Wasser-Schild-Kröten giebt: wiewohl diese letzte wiederum in solche getheilet werden, die entweder allein in süssen, oder aber allein im Saltz- oder See-Wasser wohnen. Von der letzten Art findet man zwar keine an dem Capo du bonne Esperance, wohl aber auf S. Jago, einer Capo Verdischen Insul, und auf Mauritius, woselbst ich sei gesehen ... Wenn sie ihre Eyer legen wollen, kommen sie aus dem Meer-Wasser an das Land, machen an dem Ufer ein Loch in den Sand, ... legen ihre Eyer hinein : und wenn das Loch voll ist, scharren sie ein wenig Sand darüber, und überlassen sie der heissen Sonnen zum Ausbrüten ... Die Land-Schild-Kröten deren es hier genug giebt ... Ihre Speise sind Früchte, als z. e. Wurtzeln, Kraut, Korn und andere Erd-Gewächse mehr. ... Von den Geyern werden diese arme Thiere gar oft angegriffen, welche ihnen aber eher nichts anhaben können, bevor sie selbige aus der Höhe herab fallen lassen, ... damit der Schild in Stücken springe: oder aber sie ihren todten Kopff und Füsse heraus stecken ...“ (KOLB 1719: 164f.).

„Der wilden Schweine giebt es hier gar nicht zu viel. Nicht so wohl, weil sie von andern wilden Raub-Thieren verschlungen und zerrissen werden : sondern vielmehr, wie mich dünket, darum, weil keine Holzung und Waldung, um und bey diesem Vorgebürge anzutreffen, und in welchen sie ihren Aufenthalt suchen könnten.“ (KOLB 1719: 165).

„Von den Stachel-Schweinen ist zu wissen, daß sie nicht alleine hier in Africa : sondern auch in allen vier Theilen der Welt beandt und anzutreffen seyn ... Seine Speise sind allerhand Feld- und Garten-Früchte ...“ (KOLB 1719: 166).

„Der Blau-Vogel Cœruleus ... Seine Wohnung ist auf den höchsten Alpen (hier den höchsten Bergen auch oftmals in den Gärten).“ (KOLB 1719: 175).

„... Flamingos ... Phœnicopterus ... kan denselben auf den Flüssen und Seen oder stillstehenden Wassern in grosser Menge finden; als woselbst er sich alle Zeit des Tages über aufhält, des Nachts aber nach seinem Nest, auf Hügeln und zwischen dicken auch langen Gras gebauet, flieget: ob er gleich keine Fische, sondern nur Gras, und anders auf dem Wasser treibendes Zeug frisset, und er also leichtlich zu schiessen ist.“ (KOLB 1719: 178f.).

„... Löffler ... hier häufig ... so findet er hier sattsame Nahrung an Schlangen, Fröschen, Kröten, und andern vergifteten Würmern: ingleichen an ausgeworffenen Muscheln ...“ (KOLB 1719: 182).

„... Pinguin ... Er hält sich meist den gantzen Tag in der See, oder doch nahe an dem Ufer auf, damit er hinein in das Wasser sehen, und der Fische Ankunfft gewahr werden könne. Wegen Abgang der Flug-Federn kan er nicht fliegen: sondern muß sich immer auf dem Lande mit Hüpfen ... behelffen. Im Wasser hingegen ist er sehr schnell und behend zum Untertauchen, und Fische zu fangen, als welche seine Nahrung sind ... Sonsten hält er sich bey Nacht auf den See-Klippen auf ... weil sie ihre Nester

auf die See-Klippen und andere klippigte Inseln machen, daselbst ihre Eyer nieder legen und selbst ausbrüten. ... tausend und aber tausend dergleichen Nester auf der klippigten Insul, der Bay-Falzo, und denn auf der Tachsen-Insul, nebst andern die in dem Mund der Saldanha-Bay liegen, gefunden werden. ... Es ist ... dieses gewiß, daß jährlich etliche tausend dergleichen Eyer von gedachten Oertern geholet, und dem regierenden Herrn Gouverneur, zur Delicatesse überbracht werden.“ (KOLB 1719: 184f.).

„Weil aber diese Wasser-Thiere, die Fische, sowohl in süßen als gesalzenen, oder in fließenden und stehenden Wassern sich aufhalten; ... daß wenig Fische in diesem Lande anzutreffen, die sich in denen süßen Wassern befinden ...“ (KOLB 1719: 191).

„... Austern ... tief unter Wasser und fest an den Stein-Klippen angewachsen ...“ (KOLB 1719: 192).

„Der ... gemeine Delphin-Fisch ... Sie werden zwar in den Häfen des Capo nicht gefangen, wenn man aber nur ein wenig in die freye See hinein kommt, so siehet man sie schon vielfältig, vornemlich wenn das Meer ungestümm ist. Denn alsdenn treiben, hüpfen und springen sie oben auf dem Wasser ...“ (KOLB 1719: 193).

„Grundeln liefern hier zwar meist alle grosse Flüsse, als die Stellenboschische, Hottentotts-Holländische, die Berg-Rivier und andere mehr ...“ (KOLB 1719: 196).

„Die Art der Meer-Krebse, welche man Hummers nennet, kan ein Liebhaber derselben gar leichtlich theilhaftig werden, weil sie in ziemlicher Menge und wichtiger Grösse, allhier und anderswo an den See-Ufern, gleich in der Saldanha-Bay, an dem blauen Berg, in der Bay-Falzo und so weiter anzutreffen sind.“ (KOLB 1719: 200).

„So lang ich auf der See gefahren, habe niemalen das Glück gehabt, einen Meer-Löwen zu sehen : es hat sich aber Anno 1707. zu Ausgang des Jahres gefüget, daß einer in die Tafel-Bay gekommen, welcher auf dem Wasser lange Zeit gespielet, und endlich gar auf eine Klippen sich geleet hat ... er ... erschossen wurde ...“ (KOLB 1719: 203).

„Von dem Palling, einer gewissen Art der Aalen ist zu wissen, daß ... er gerne in süßen und fließenden auch klaren und hellen Wassern wohnt, massen gedachte Fische die trüben nicht vertragen mögen, sondern ... augenblicklich darinnen sterben ... wie solches ... etliche Schweizer-Seen, und der Donau-Strom ausweist. ... in der Stellenboschischen- und Hottentots-Holländischen Riviere anzutreffen ..., ob sie gleich gar selten gefangen werden.“ (KOLB 1719: 206).

„Die See-Hunde ... Robben ... werden jährlich, wie ich sehr wohl weiß und vielmals mit angesehen habe, auch sonst ihre Gestalt in der See vielfältig erblicket, in grosser Menge todt geschlagen, dieweil aus ihrem Speck köstlicher Thran gebrannt wird. ... Des Sommers schwimmen diese Thiere meist hier und dorten im Wasser, und nähren sich von den Fischen. ... Des Winters bleiben sie meistentheils um der Kälte willen bey dem Lande, da sie sich an den Stränden und auf den Klippen aufhalten. Des Nachts kommen sie bey Tausenden an den Strand ...“ (KOLB 1719: 208).

„Was die Schlangen anbetrifft, hat es wohl an diesem Vorgebürge keinen Mangel daran : indem ich derselben sehr viele von mancherley Arten gesehen, auch etliche getödtet habe.“ (KOLB 1719: 212).

„... Baum-Schlange ... weil sie sich auch gerne an und in den Bäumen aufhält ...“ (KOLB 1719: 213).

„... Arten der Schlangen ... daß sie sich theils in den Felsen und Stein-Ritzen, theils auf dem freyen Felde, und absonderlich im sandigten Boden, oder auch wohl an dem Wege aufhalten und wohnen. ... giebt es noch eine ganz kleine Art, welche ... sich in den Stroh- und Rieth-Dächern aufhält, ihre Eyer darein legt, und Jungen ausbrütet.“ (KOLB 1719: 216).

„An den Gestaden des Meers, trifft man in dem Sand einen langen Wurm an, ... Diese Würmer begeben sich vielfältig ganz in das Meer und suchen daselbst ihre Nahrung : wenn aber ungestimme Wellen sich erheben, die sie samt dem Sand wieder an das Land werffen, begeben sie sich gleichwol hernach bald wieder dahin ... Man siehet sie dahero selten ...“ (KOLB 1719: 216).

„Die Flöhe sind zwar so unterschiedlicher Arten nicht als die Fliegen, gleichwohl aber wird die Menge derselben nicht viel geringer weder jener seyn; indem man sie überall in dem Lande, vornemlich aber an denjenigen Oertern antrifft, wo das Vieh sich hin läget ... Nicht allein aber an diesen Oertern findet man Flöhe genug, sondern auch an denen, wo Hottentotten Krallen gestanden, oder noch gegenwärtig stehen; sintemal diese unflätige Leute, durch ihre unreine Lebens-Art, den Ort ihrer Wohnung allezeit dergestalt verunreinigen, daß dergleichen Ungeziefer unumgänglich darauf wachsen und zum Vorschein kommen muß.“ (KOLB 1719: 220).

„... St.-Helena-Bay ... Es ist auch ein ziemlich grosser Wald in diesem Lande ... In diesem halten sich vielerley wilde Thiere, als Löwen, Tyger, Leoparden, Elephanten, Rhinoceroten, Wölffe und andere mehr auf ...“ (KOLB 1719: 388).

Für die meisten, aber nicht für alle Zootaxa nannte KOLB ihre Lebensräume. Für einige Zootaxa wurde ihr Vorkommen in Meeresräumen, teils mit Bezug auf Inseln, erwähnt. Diese Räume waren während der Seereise zum Kap durchfahren worden, wobei man in ihnen diese Tiere gefangen hat, so den „Haay“ und den „Delphin-Fisch“. Für weitere Zootaxa nannte KOLB auch Fundgebiete,

die nicht im Gebiet des „Vorgebürges der guten Hoffnung“ lagen, wie bei „Affe“, „Elephant“, „Leopard“, „Luchs“ und „Stachel-Schwein“. Hierfür wurden Fundgebiete in der Dimension von Klimazonen, Kontinenten, Inseln, Ländern, Seen, Flüssen und Wäldern angegeben. Zwar wurden mit wenigen Ausnahmen (Tiere der Seereise, „eigentliche Affen“) alle Zootaxa dem „Vorgebürge der guten Hoffnung“ zugeordnet, doch führte KOLB nicht für alle diese Zootaxa auch konkrete Fundorte in diesem Gebiet auf. Wenn er daraus Fundgebiete nannte, hatten diese die Dimension von Meeresbuchten, Küstenabschnitten, Inseln, Gebirgen, Tälern, Seen, Flüssen, Wäldern, Städten, Dörfern und Landgütern. Der durch KOLB benutzte Terminus „Aufenthalt“ bezeichnete das geographische Vorkommen oder den Lebensraum eines Taxons oder auch beides, was aber eine begrifflich-theoretische Schwäche darstellt.

Für die meisten Zootaxa wurden keine Fundzeiten genannt. Lediglich für einige nutzbare oder schädliche Tiere kamen Fundzeiten als Jahreszahl, teils zusätzlich Jahreszeit oder Monat, nur vereinzelt Tag, Monat und Jahr. Zwar könnte für alle Taxa ohne konkrete Fundzeit auch der Zeitraum von KOLBs Besuch am Kap, also 1705 bis 1712, eingesetzt werden, doch ist es unklar, inwieweit die Angaben über das Vorkommen tatsächlich nur aus dieser Zeitspanne stammten oder ob nicht doch Angaben von Gewährsleuten aus früheren Zeiten dabei waren. Insofern lieferte KOLB nur für wenige Zootaxa faunistische Daten. Systematisch-taxonomische Probleme waren aus den Texten KOLBs ersichtlich oder wurden durch ihn selbst angesprochen (Kap. 2.2). Haustiere, wie oben der „Esel“, wurden, wie in einer alphabetischen Ordnung nicht anders zu erwarten war, an ihre Stelle im Alphabet gesetzt und abgehandelt, das jedoch recht kurz mit Verweis auf ihre Bekanntheit in Europa, z. B. bei den „zahmen Böcken“ (KOLB 1719: 141).

Somit könnte aus den „Briefen“, vor allem aus denen über die Zootaxa im „Vorgebürge“, nur eine sehr kurze Faunenliste des Atlantiks bei den Kapverdischen Inseln mit drei „Arten“ und je einem faunistischen Datensatz sowie eine recht kurze Faunenliste des ganzen „Vorgebürges der guten Hoffnung“ mit acht „Arten“ und neun faunistischen Datensätzen, davon zwei für den „Löwen“, extrahiert werden. Sie dürften allerdings für einige dieser „Arten“ auf einer recht schwachen taxonomischen Grundlage stehen, sodass die tatsächlichen Faunenlisten noch kürzer würden. Es wäre auch möglich, für Atlantik und Kapland Prä-Faunenlisten zu entnehmen, wobei aber die Haustiere und die nicht wenigen taxonomisch unsicheren Tiere ausgelassen und höhere Taxa statt „Arten“ akzeptiert werden müssten. Daher stellt das „Vorgebürge“ keine Fauna im strengen Sinne dar, man kann aber RATZELS (1882) Formulierung eines „Versuchs einer Fauna“ gelten lassen, zumal, wenn man den Zeitraum 1705 bis 1712 als Fundzeit für alle Taxa akzeptieren würde. Ein Fundortkatalog könnte zunächst nur für den „Löwen“ aufgestellt werden, der lediglich einen Fundort („Vorgebürge der guten Hoffnung“) mit zwei verschiedenen Fundzeiten hätte. Für einige taxonomisch sichere, also „gute“ Zootaxa, für welche mehr als ein Fundort vorliegt, könnten auf jeden Fall Prä-Fundortkataloge extrahiert werden, falls man den Zeitraum 1705 bis 1712 als Fundzeit anerkennt, wären es Fundortkataloge. Das „Vorgebürge“ war mithin ein Beitrag zur regionalen Naturgeschichte mit Schwerpunkt in der nutzungsorientierten und der bionomischen Richtung; die systematisch-taxonomische Richtung trat bei manchen Taxa stärker hervor, bei manchen wurde sie vernachlässigt.

Im „Vorgebürge“ fielen zoogeographisch relevante Inhalte an, die für die Zoogeographie bei Bedarf nutzbar werden konnten. Zu erkennen ist ein gewisses Verständnis für die Bedeutung der Darstellung des räumlichen Vorkommens von Zootaxa, teils auch der Bedeutung des zeitlichen, letzteres allerdings lediglich im Sinne des Dokumentierens des Besonderen, wofür auch spricht, dass der Fundzeitraum 1705-1712 in KOLBs Überlegungen keine Rolle spielte. Die theoretische Durchdringung der faunistischen Inhalte des „Vorgebürges“ lag KOLB fern.

Definitionen der chorologischen Parameter Ausbreitung (Extension), Verbreitung (Distribution), Verteilung (Dispersion) und Rückzug (Regression) fanden sich in KOLBs „Vorgebürge“ nicht, schon die Termini fehlten. Zur Beschreibung der Ausbreitung fand sich aber der Terminus „wurden hierher gebracht“, zur Schilderung der Regression und Extinktion kamen die Termini „die Flucht von dannen genommen“, „sich mit der Flucht salviret“ „verjagt“, „erschossen“, „erschlagen“, „erwürgt“ und ähnlich liebliche Ausdrücke aus einer nicht sehr freundlichen Menschenwelt. Die Horizontalverbreitung wurde für eine Reihe von guten Taxa durch die Angabe mehrerer Fundorte

oder Fundgebiete als Prä-Fundortkataloge, wenn man den Zeitraum 1705 bis 1712 als Fundzeit anerkennt, als Fundortkataloge beschrieben. Doch fanden sich für nicht wenige Zootaxa keine konkreten Fundorte innerhalb des Untersuchungsgebietes „Vorgebürge der guten Hoffnung“. Die Zuordnung zu diesem Raum stellte immerhin einen Beitrag zur Kenntnis ihrer Verbreitung dar. Die Vertikalverbreitung der Zootaxa wurde durch ihr Vorkommen auf Gebirgen, wie beim „Blau-Vogel“, sowohl auf den Bergen wie in den Tälern, wie beim „Africanischen Elendthier“ und beim „Elephant“, vorwiegend in den Tälern, selten auf den „Bergen“, wie beim „Geißbock“, am Ufer des Meeres sowie auf und unter der Wasseroberfläche, wie beim „Pinguin“, oder „tieff im Wasser“, wie bei der „Auster“, angedeutet. Eine Klassifizierung oder Quantifizierung der Distribution fand im „Vorgebürge“ nicht statt.

Das Fehlen von Zootaxa am „Vorgebürge der guten Hoffnung“ oder in Teilen dieses Gebietes wurde registriert, so bei den „eigentlichen Affen“, dem „blauen Bock“ und den Meeresschildkröten. Beim „Leoparden“ wurde ausdrücklich darauf hingewiesen, dass er in „Africa“ keineswegs fehle, nicht nur in „Asien“ vorkomme. Offenbar war sich KOLB des großen Gewichts der Feststellung des Fehlens einer Art bewusst (vgl. WALLASCHEK 2016f: 22). Beim „Esel“ unterschied KOLB zwei „Gattungen“. Die eine, nämlich der „Europäische Esel“, sei am Kap „nicht ursprünglich“ „zu finden gewesen“, sondern „erst durch die Holländer dahin gebracht“ worden“, die andere sei der „wilde Esel“ oder „Onager“ und dieser sei „einheimisch“. Dieser Terminus wurde nicht definiert. Auch die „Ratte“ habe „nicht“ „anfänglich hieselbst gewohnt“, was KOLB mit der geringen Anzahl in Landhäusern im Unterschied zu den größeren Siedlungen an der Küste, ihrer großen Häufigkeit auf den Schiffen und dem Gütertransport zwischen Schiff und Land begründete. Die Indigenität wurde also durch das zeitlich eingeordnete geographische Vorkommen bestimmt, nicht etwa durch dauerhaft erfolgreiche Fortpflanzung; dieses Kriterium wurde aber wohl still vorausgesetzt. Zudem wurde Indigenität fälschlich auf das Haustier „Esel“ bezogen, nicht nur auf den wilden „Onager“. Bei den „Leoparden“ wies KOLB darauf hin, dass bisher als „ihr eigenes Vaterland“ „Asien“ angegeben worden sei, was aber falsch wäre, da „Africa keinen Mangel daran habe“. Hier wurde der Status des „Leoparden“ als vermeintlich asiatischer Endemit eingezogen. Das heißt, dass KOLB durchaus wusste, dass manche Taxa auf bestimmte Erdgegenden beschränkt sind, was er dann beim „blauen Bock“ selbst für bestimmte Teile des Kaplandes feststellen konnte.

KOLB nannte zwar Individuenzahlen für manche Taxa, so wie beim „Haay“, „See-Hund“ oder „Bavian“, verwendete jedoch zur Einschätzung der mittleren Populationsgrößen von Taxa im Freiland außerdem unbestimmte Häufigkeitsklassen wie „wunder-selten“, „wenige“, „etliche“, „ziemliche Menge“, „viele“, „häufig“, „überflüssig“, „gar viel“, „in grosser / gröster Menge“, „sehr überflüssig“, „sehr viele“, „unzählig viele“. Mittels solcher und davon abgeleiteter Termini verglich er die Populationsgröße eines Taxons in einer Gegend, wie bei „See-Hund“ und „Ratte“, eines Taxons in verschiedenen Ländern, wie beim „Bavian“, und zweier Taxa in einer Gegend, wie bei „blauer Bock“ vs. „bunder Bock“ und „Flöhe“ vs. „Fliegen“. Das ist eine bis heute übliche, wenn auch nicht adäquate Methode zur Darstellung der Dispersion (WALLASCHEK 2011b: 50).

Die Extension von Zootaxa wurde in KOLBS „Vorgebürge“ mehrfach angesprochen. So berichtete er über die passiv-unmotivierte Hydrochorie von „Fischen“ in die „See-Kuh-Valley“, wobei aber die Etablierung von Salzwasser-Fischen in dem See unterbleibe. Auch die passiv-unmotivierte Anemochorie von „Wespen ... Fliegen, Mücken und Schnaken, „welche ... der hefftige Süd-Ost-Wind aufhebet, und entweder wegführet, oder aber anderwärts an das Ufer wieder niedersetzet“ (KOLB 1719: 225), wurde erwähnt. Wiederholt mitgeteilt wurde Anthropochorie bei Haustieren, aber auch der „Ratten“ ins Kapland, wobei letzterer Etablierung an Land vor allem durch „wilde Katzen“ behindert werde.

Die Regression und Extinktion kam in KOLBS „Vorgebürge“ ebenfalls zur Sprache. So wurde die lokale Extinktion des „See-Hunds“ auf der „Robben-Insul“ in der Folge von deren Kultivierung, die autochorische Translokation der Restpopulation auf die „Taxen-Insul“ mit deren vollständiger Etablierung, die dann aber auch hier einsetzende Regression durch Bejagung geschildert. Beim „Hippopotamus“ sei durch Zunahme der europäischen Bevölkerung und „scharffe Nachstellung“ eine Regression und lokale Extinktion eingetreten. Erwähnt wurde auch das Sammeln von jährlich „etlichen tausend“ „Pinguin-Eyern“, wobei offenbar keine Regression zu erkennen war.

Die europäischen Siedler erschossen oder erschlugen wohl alles, was essbar oder schädlich war, wodurch die Populationen aller dieser Taxa erheblich geschöpft worden sein dürften.

Bildliche Mittel zur Darstellung der Ausprägungen chorologischer Parameter in den Territorien von Zootaxa, wie z. B. Verbreitungstabelle, statistische Tabelle, Verbreitungskarte, Profil, Diagramm, wurden in KOLBs „Vorgebürge“ nicht genutzt (vgl. aber Kap. 2.3). So blieb es bei sprachlichen Mitteln zur Darstellung chorologisch-zoogeographischer Phänomene. KOLB erfasste zwar einige davon, doch fehlte es hier ebenfalls an einer tiefergehenden theoretischen Durchdringung.

KOLB schilderte die Verbreitung der „eigentlichen Affen“ im Unterschied zu den „Bavianen“ sowie die des „Africanischen Elendthiers“, welches er aber nicht für artgleich mit dem „Europäischen“ und dem „Americanischen Elendthier“ hielt, letztlich also die Distribution von höheren Taxa. Bei den „Böcken“ hob er den Artenreichtum dieser Tiergruppe in Afrika hervor. Darin lassen sich Ansätze zur systematischen Zoogeographie sehen, doch folgten keine näheren Betrachtungen.

Im „Vorgebürge“ wurde auf verschiedene trophische Beziehungen der Taxa eingegangen, so vor allem auf Prädation und Parasitismus. Mithin war das Zusammenvorkommen mit Organismen anderer Taxa inbegriffen, das beschreibend ohne jede Begriffsbildung. Beim „Stellenboschische-Rivier“ wurde der Unterschied der Ichthyozönosen zwischen Ober- und Unterlauf beschrieben. Auch die Schiffs-Zoozönose und die Zoozönose eines „Waldes“ an der „St-Helena-Bay“ wurden dargestellt, jedoch ging KOLB auf beide nicht genauer ein. Es gab also keinen Versuch zur Abgrenzung, Kennzeichnung und Benennung von Artenbündeln und zur sprach- oder bildlichen Darstellung deren chorologischer Parameter, zu einer zoozönologischen Zoogeographie.

Obwohl KOLB die „Briefe“ über die Tiere des Kaps geschrieben hatte, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede zur Tierwelt Europas darzustellen, ihm also bewusst gewesen sein muss, dass manche Taxa nur in bestimmten Regionen der Erde oder des Kaplandes zu finden waren, wie er dann konkret beim „Leopard“ und „blauen Bock“ feststellte, unternahm er keinen Versuch zur Aufstellung von Faunengebieten. Er bemühte sich also nicht, Faunenregionen abzugrenzen, zu kennzeichnen, zu benennen, kartographisch darzustellen, regionale Zoogeographie zu betreiben.

Inhalte der ökologischen Zoogeographie waren im „Vorgebürge“ nicht wenige vertreten. Das betraf die Bindung von Zootaxa an die Biozyklen, Biochoren und Habitate, weiter ihre Bindung an Faktorenkomplexe wie Nahrung, Gewässer und Gewässerfaktoren, Klima, Boden oder Substrate, Gesteine und Pflanzen. Der Einfluss menschlicher Tätigkeiten kam zur Sprache, so hinsichtlich des Rückzugs und Aussterbens von Zootaxa oder des Bekämpfens von „schädlichen“ Tieren.

Interessant ist es, dass KOLB die „Schild-Kröten“ und „Fische“ in ökologisch grundierte Gruppen einteilte, was zwar bereits älteren Erkenntnissen entsprang, aber dennoch sein Verständnis für wichtige ökologische Faktoren deutlich macht. Bemerkenswert ist auch die Diskussion über die Gründe des Fehlens des „blauen Bocks“ in bestimmten Teilen des Kaplandes. Hier meinte er, dass zwar ein Einfluss der starken Jagd möglich sei, doch wäre das Tier auch vormals nahe des Vorgebirges nicht gesichtet worden. Daher würden in erster Linie natürliche Ursachen in Frage kommen, wie etwa die Beschaffenheit oder Verfügbarkeit der Nahrung und des Wassers oder aber weitere unbekannte Faktoren.

KOLB widerlegte die Ansicht, dass Menschen in einem Landstreifen am Atlantik nicht vorkämen, meinte aber, dass im Landesinneren „grosse Einöden und leere Wüsten“ vorkommen könnten (Kap. 2.3). Allerdings hat ZIMMERMANN (1783: 122f., 117) aus der Beschaffenheit der Fauna im seinerzeit allein näher bekannten Küstenstreifen Afrikas recht überzeugend geschlossen, dass das Innere des Kontinents keinesfalls eine durch die hochstehende Sonne verbrannte Wüste sein könne, sondern fruchtbar sein müsse (WALLASCHEK 2012a: 21).

Inhalte der historischen Zoogeographie kamen im „Vorgebürge“ hinsichtlich des Rückzugs und der lokalen Extinktion einiger wildlebender Zootaxa, auch der Anthropochorie und Einbürgerung von Haustieren sowie der Anthropochorie und Etablierung von „Ratten“ vor. KOLB (1719: 232) registrierte im Kapland das Vorkommen verschiedener Fossilien, die er „figurirte Steine“ nannte.

„Einige“ dieser Steine sollten „einem Schnecken“ „vorstellig machen“, mithin fiel schon deren Beschreibung denkbar knapp aus. Durch den Ausdruck „vorstellig machen“ wurde angedeutet, dass man sich die „Schnecken“ lediglich der Form nach einbilden könne, es sich nicht unbedingt um Überreste einst wirklich lebender Tiere handeln müsse. In dieser Hinsicht war er wohl eher skeptisch und nicht ohne weiteres bereit, historisch zu denken. Hieran dürfte der Einfluss seines Glaubens an die mosaische Geschichte, insbesondere an die prinzipielle Unveränderlichkeit der geschöpften Naturalien-Arten, nicht unwesentlich beteiligt gewesen sein.

Insgesamt enthielt KOLBS „Vorgebürge“ einiges zoogeographisches Wissen. Es fanden sich vor allem Inhalte der faunistischen, chorologischen und ökologischen Zoogeographie. Die anderen Richtungen der Zoogeographie waren deutlich weniger bis kaum mit Inhalten vertreten. Generell mangelte es an theoretisch-zoogeographischen Ansätzen. Das entspricht dem Charakter der mittelalterlich-frühneuzeitlichen Epoche dieser Wissenschaft. Dennoch haben die Leser aus dem „Vorgebürge“ einiges über die Zootaxa einer ihnen wohl eher fremden Welt lernen können. Es ist aber schade, dass KOLB anscheinend nicht auf die Idee verfiel, seine Karte mit den Vorkommen der „Nationen“ der Khoisan mit Angaben zum Vorkommen wenigstens einiger größerer Zootaxa zu versehen; der Druckplatz dafür hätte sich wohl auf der Karte finden lassen.

3 Christian Georg Andreas OLDENDORP (1721-1787)

3.1 Einführung

Im ersten Band von ZIMMERMANN'S „Geographischer Geschichte“ fand sich das Zitat: „Das Schaf und die Ziege. ... Sie sind in den brittischen Kolonien auf den Karaiben r) ... r) Oldendorps Mission auf den Caraiben. Barby 1777. S. 82.“ (ZIMMERMANN 1778: 159f.). Die Recherche ergab, dass es sich um das Werk „Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den caraibischen Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jan etc.“ (kurz: „Geschichte“) von „C. G. A. Oldendorp“ mit zwei Teilen aus dem Jahr 1777 handelte (OLDENDORP 1777a, 1777b).

Christian Georg Andreas OLDENDORP (08.03.1721 Groß-Lafferde bei Hildesheim - 09.03.1787 Ebersdorf bei Bad Lobenstein) wurde in eine Pfarrersfamilie geboren. Er habe das Gymnasium in Hildesheim besucht, ab 1741 in Jena Theologie studiert und hier die Herrnhuter Brüdergemeine kennengelernt; er sei 1743 eingetreten. Von 1743 bis 1746 habe er als Lehrer bei den Brüdern in Marienborn und Lindheim gewirkt, von 1746 bis 1749 als ein Hauslehrer bei einem Adligen in Herrnhut, von 1749 bis 1753 als Lehrer am Pädagogium in Hennemersdorf, von 1753 bis 1759 als Hauslehrer und Hausprediger bei einem Adligen zu Orellen in Livland, 1761 in den gleichen Funktionen bei einem Adligen zu Isenschubbe bei Gardelegen, von 1762 bis 1766 als Lehrer am Pädagogium in Nisky bei Görlitz. 1766 hätte er von der Brüdergemeine den Auftrag erhalten, die Geschichte der Brüdermission auf den drei karibischen Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jan [Dänisch-Westindien, heute US-amerikanische Jungferninseln Saint Thomas, Saint Croix, Saint John – M.W.] zu erarbeiten. Im Mai 1767 sei er angekommen und bis 1768 auf den Inseln geblieben, habe auf der Rückreise die pennsylvanischen Brüdergemeinen besucht und wäre im Juni 1769 wieder in Marienborn gewesen, wo er bis 1773 als Prediger gewirkt hätte. Von 1773 bis 1777 habe er in Neuwied am Rhein gearbeitet, danach kurze Zeit in Amsterdam, Kleinwelka bei Bautzen, Gnadau bei Magdeburg und Barby. 1783 sei er nach Ebersdorf im Fürstentum Reuß j. L. versetzt worden und hier bis an sein Lebensende tätig gewesen. Als sein „Hauptwerk“ gelte die „Missionsgeschichte“, die er im Oktober 1776 zu Neuwied im Manuskript beendet habe. Der Herausgeber, der in Barby tätige Lehrer Johann Jakob BOSSART (1721-1789), habe das 3000 Seiten umfassende, auf die Notizen OLDENDORPS auf den Inseln, auf Kirchen- und Tagebücher, Berichte und Briefe der Missionare sowie Befragungen von Missionaren und Sklaven gestützte Manuskript freizügig bearbeiten dürfen, doch habe er nur einen Auszug daraus verwendet, und diesen schnell, aber flüchtig für den Druck vorbereitet. BOSSART soll von der Missionsdirektion mit dieser Arbeit betraut worden sein, und zwar mehr oder weniger ohne Wissen OLDENDORPS. Dieser soll sich hauptsächlich über die Änderung der „geistlichen Sprache“ durch BOSSART aufgeregt haben. OLDENDORP habe pietistisch-überschwängliche Lieder gedichtet (LIER 1887).

Nach BOSSART (1777: Vorrede) soll OLDENDORP nicht im Jahr 1766, sondern 1767 „von den Aeltesten der Brüderkirche“ mit der Reise nach Westindien und einer Geschichte der Mission beauftragt worden sein und habe dann vom 22.05.1767 bis zum 23.10.1768 auf den Inseln gewelt. Allerdings dürfte wegen der Länge der Land- und Seereise doch eher das Jahr 1766 das der Beauftragung gewesen sein. OLDENDORPs Arbeit an dem Werk hätte sich „sehr in die Länge“ gezogen und dabei sei es „zu einer unerwarteten Grösse“ angewachsen, wodurch der Druck zu teuer geworden wäre. Da „der Verfasser gehindert wurde, sein Werk selbst umzuarbeiten“, habe BOSSART „mit seiner Genehmigung diese Mühe übernommen“; OLDENDORP soll also danach entgegen LIER (1887) sehr wohl seine Zustimmung zur Umarbeitung durch BOSSART erteilt haben. Vielleicht hat aber BOSSART diese Freiheit dann mit Zustimmung der Missionsdirektion etwas zu großzügig gehandhabt, OLDENDORP mit dem Buch vor vollendete Tatsachen gestellt. Entgegen LIER (1887) geht aus BOSSARTS „Vorrede“ an mindestens zwei Stellen sehr deutlich hervor, dass dieser lediglich einen Auszug aus OLDENDORPs Manuskript hergestellt hat.

Dass sich OLDENDORP vor allem über Änderungen der geistlichen Sprache in der „Geschichte“ erregte, lässt hoffen, dass BOSSART die geographischen und naturgeschichtlichen Angaben nur wenig gebeugt hat. Dieser schrieb diesbezüglich über OLDENDORPs Vorlage:

„Als ein Liebhaber der Naturgeschichte hat er zugleich theils durch eigne Beobachtungen, theils durch die freundschaftliche Hülfe einiger auf den Inseln wohnhafter Kenner der Natur, diejenigen Kenntnisse gesammelt, die in dem ersten Theile der Missionsgeschichte vorgetragen sind. ... Da der Verfasser auch eine grosse Fertigkeit in der Zeichenkunst besitzt; so hat er viele Naturalien, Pflanzen, Fische, und auch die Aussichten der verschiedenen Missionsplätze mit vieler Genauigkeit nach der Natur gezeichnet, und zum Theil mit Farben gemahlt. ... Im ersten Theile habe ich es in der Geschichte der Thiere und Pflanzen bey der von dem Verfasser gewählten Ordnung völlig bewenden lassen, und nur hin und wieder von dem geringen Vorrath meiner Kenntniß der Naturgeschichte einen sparsamen Gebrauch gemacht; aber seine Nachrichten von den africanischen Nationen ganz umgearbeitet, und dieselben unter gewisse allgemeine Begriffe gebracht, um die vielen Wiederholungen zu vermeiden.“ (BOSSART 1777: Vorrede).

Es fragt sich nun, inwieweit in OLDENDORPs „Geschichte“ zoogeographisch relevante Inhalte zu finden sind. Danach wären die Fragen nach Kap. 1 zu beantworten.

3.2 Ansichten

In der mit „Im Seminarium zu Barby den 25ten Febr. 1777. Der Herausgeber.“ datierten und signierten, unpaginierten „Vorrede“ der „Geschichte“ stellte BOSSART das Ziel des Werkes heraus, die Mission der Herrnhuter Brüdergemeine in Dänisch-Westindien als ein gottgefälliges Werk allgemein bekannt zu machen. Wie bereits aus den biographischen Anmerkungen zu OLDENDORP hervorgeht, steht es damit in der Tradition des Grönlandwerkes von David CRANZ (1723-1777) (WALLASCHEK 2023d: 48ff.). Ob die „Heiden“ selber die Mission als „Gnade“ empfunden haben, blieb unerwähnt; vorsorglich wurde Gott als Hauptverantwortlicher für derlei „Gnaden“ eingesetzt:

„Es wird hiermit eine abermalige Probe der Arbeit der evangelischen Brüder unter den Heiden in der Absicht geliefert, daß von vielen Personen GOTT für die den Heiden erzeugte Gnade Dank gebracht werde.“ (BOSSART 1777).

BOSSART gab sich Mühe, die Bekehrung der „Neger“ als nur zu deren Bestem sowie als eine Tat der reinen und christlichen Menschenliebe darzustellen. Dabei stellt sich die Frage, wer dieser „man“ war, der von den „Negern“ nur „bemitleidenswerte“ Eigenschaften „gekant“ hat? Unter den damaligen Bildungsverhältnissen konnte es sich wohl nur um die europäischen Eliten mit ihrem eigennützigem und chauvinistischen Blick auf andere Völker gehandelt haben. Erneut blieb BOSSART die Antwort auf die Frage schuldig, ob die „Neger“ „Glück“ über ihr Schicksal empfunden haben, oder nur die „Kenner des Christenthums“, also die gehobenen Schichten, die nunmehr auch die geistige und kulturelle Herrschaft über die „Neger“ auszuüben vermochten, nicht nur die staatliche oder private rechtlich-polizeilich-repressive Macht:

„Man hat die Neger bisher nur als ein unglückliches, zur Knechtschaft verdammtes, unwissendes Volk gekant, gegen welches menschenfreundliche Seelen nur Mitleiden fühlten. Diese Geschichte zeigt sie izt auch als von GOTT begnadigte und zu der hohen Würde der Christen erhabene Menschen, über deren Glück Kenner des Christenthums sich freuen werden.“ (BOSSART 1777).

Dass BOSSART die „Neger“, trotz ihrer Bekehrung, schon allein wegen vorgeblicher natürlicher, geistiger und kultureller Eigenschaften sowie äußerer Bedrückung für weit unter sich stehend ansah und dass es tatsächlich um die gegenüber der reinen Repression vorteilhaftere geistig-kulturelle Machtausübung zur Erzeugung von, trotz härtester Ausbeutung und Unterdrückung, getreuen und arbeitswilligen Untertanen ging, zeigt das folgende Zitat in offener Manier:

„Ausgebreitete und hohe Erkenntniß wird niemand bey den gläubigen Negern suchen, dem ihre Naturbeschaffenheit und ihr eingeschränkter äusserer Zustand bekandt ist; noch weniger diesen Mangel zum Nachtheil ihres thätigen Christenthums deuten. Gute Eigenschaften des Herzens, Vertrauen und Liebe zu GOtt, Menschenliebe, gänzliche Ergebenheit zum Gehorsam der Gebote JESu, standhaftes Halten über der von Gott empfangenen Gnade und bessern Erkenntniß, Zufriedenheit des Herzens bey dem schwersten Druck aller Arten des äussern Elends, fröhliche Hoffnung im Tode und dergleichen, sind bey dem Christenthum charakteristischer, als weitläufftige Kenntnisse.“ (BOSSART 1777).

Anscheinend hat die Bekehrung ihren Zweck erreicht, den „äusserst verderbten Character des heidnischen Negers“ (BOSSART 1777), also die Kultur und den Freiheitswillen der aus Afrika verschleppten und versklavten Menschen, zu beugen, das im Interesse ihrer Besitzer. Da diese aus der Bekehrung den größten Nutzen zögen, sollten sie tunlichst auch die Mission stärker fördern. Die Missionare forderten also nicht nur himmlischen, sondern materiellen Lohn ein:

„Wenn man aber dasjenige bedenkt, was von dem äusserst verderbten Character des heidnischen Negers gesagt worden; so wird man bey allen Gebrechen der Negergemeine doch die göttliche Gnade erkennen und preisen, die sich so kräftig an ihnen bewiesen, und den Unterschied zwischen einem gläubigen und einem ungläubigen Neger so sichtbar gemacht hat. Dieser Unterschied kann niemand besser als den weissen Einwohnern der drey Inseln bekandt seyn. ... Es ist zur Förderung der Mission allemal vortheilhaft, wenn die dortigen weissen Einwohner auch nur aus dem vorzüglichen Nutzen, den ihnen die wahren Tugenden, die Treue, der Fleiß und Gehorsam ihrer zu Christo bekehrten Slaven bringen, die Arbeit der Brüder begünstigen ...“ (BOSSART 1777).

Zwar stammten alle diese Äußerungen von J. J. BOSSART, doch kann man davon ausgehen, dass die durch LIER (1887) genannte Missionsdirektion den Text und besonders auch den der Vorrede vor dem Druck geprüft hat, dass also seine Meinungen über die abgehandelten Themen mit den Auffassungen der Führung der Herrnhuter Brüdergemeine übereinstimmten. Mithin machte sich die Gemeine BOSSARTS Ansichten mit all ihren fragwürdigen Inhalten zu eigen.

Übrigens zeigt die Tatsache, dass es in Dänisch-Westindien zu Sklavenaufständen sowie selbst nach der Aufhebung der Sklaverei in Dänisch-Westindien im Jahr 1848 zu Aufständen und Streiks der afrikanisch-stämmigen Einwohner kam, dass weder die Lebensumstände der Sklaven noch die der Freigelassenen etwas mit den durch BOSSART angepriesenen angeblichen christlichen und menschenfreundlichen Verhältnissen in der dänischen Kolonie zu tun gehabt haben können, dass also das liebliche Eigenbild und die raue Wirklichkeit der Mission ziemlich weit auseinander geklafft haben müssen.

Nach OLDENDORP (1777a: 2) wurden seinerzeit die Inseln, „welche zwischen der Küste von Terra Firma des mittägigen America [nördliches Küstenland Südamerikas – M.W.] und der grossen Antille Portoric [Puerto Rico – M.W.] in einem Bogen von Süden nach Norden ... liegen“, als „caribische Inseln“ [Kleine Antillen – M.W.] verstanden. Die Bewohner dieser Inseln „zu der Zeit“, „als sie von den Europäern entdeckt worden“, wären völlig „ausser Streit“ die „Cariben, oder Canibalen“ gewesen (OLDENDORP 1777a: 13).

OLDENDORP (1777a: 22) stellte die äußeren körperlichen Merkmale der „Cariben“ vor, und zwar weitgehend ohne diskriminierende Ausdrücke. Er widersprach vielmehr solchen Beschreibungen in der Literatur. Zudem verknüpfte er die körperlichen nicht mit den geistigen, kulturellen und religiösen Merkmalen der „Cariben“. Diese drei stellte er im Anschluss dar, das jedoch jeweils nicht ohne Dünkel und nicht ohne die dünkelhaft ausgedrückte wechselseitige Verknüpfung dieser Merkmalskomplexe, wofür Beispiele folgen. Mithin stand er der Gruppe von Naturforschern des 18. Jahrhunderts näher, welche eine dünkelhaft bewertende Verknüpfung körperlicher, geistiger und kultureller Merkmale bei Menschen betrieb, als der Gruppe von Naturforschern dieser Zeit, die solches Tun eher vermied (WALLASCHEK 2019e: 53, 2019f: 60, 2020a: 58, 2020c: 59, 2021e: 53ff., 2023d: 36).

Obwohl er den „Wilden“ bescheinigte, sich durchaus Wissen aneignen zu können und mehrere Beispiele ihres Geschicks in Jagd, Ackerbau, Nahrungsbereitung, Handwerk darlegte, hielt er dieses offensichtlich gegenüber europäischem Wissen und Können für kaum der Rede wert, alles ginge nur so weit „als die Noth sie treibt“. Zu den unbändigen Leidenschaften zählte er offenbar den Willen zur Freiheit, den sie sich unter keinen Umständen abkaufen lassen würden, gerade von Fremden nicht. Das war einem Untertanen von Kirche und Staat wie OLDENDORP offenbar unverständlich. Noch weit unverständlicher war ihm die freie Erziehung der Kinder, und zwar, weil auf diese Weise keine getreuen und willigen Arbeitskräfte erzogen werden konnten. Er scheute sich nicht, zuzugeben, dass er „Tanz“ und „Putz“ der „Caraiben“ allein mit europäischen Augen sah und klassifizierte sie daher ab. Über deren Funktionen verlor er kein Wort, war also dunkelhaft genug, das nicht wissen zu wollen. Das galt auch für die Religion, die er ihnen rundweg absprach. Zudem verunglimpfte er „Ceremonien“, welche sichtbar religiösen Inhalt hatten, als „albern“. Immanent wurde sichtbar, dass OLDENDORP tatsächlich an einen persönlichen, jederzeit überall aktiv handelnden persönlichen Gott glaubte:

„Unwissenheit und unbändige Leidenschaften machen überhaupt den Character der Caraiben, so wie aller Wilden, aus. Jene ist nicht von einem Mangel der Fähigkeit herzuleiten; es fehlt ihnen nur an Ursache und Gelegenheit, ihren Verstand anzubauen.“ (OLDENDORP 1777a: 24).

„Die Unabhängigkeit ist dem Caraiben ein so unschätzbare Gut, daß er das Leben ohne dieselbe nicht der Mühe werth achtet, und sich lieber zu Tode hungert, als daß er nach der Vorschrift eines andern seine Leibeskräfte anwenden sollte. Auch für keinen Lohn, so groß er seyn möchte, läßt er sich zu einer Arbeit dinge. Einem andern dienen, da er selbst, wie er sagt, Herr im Lande ist, hält er seiner Würde zuwider. Aus Freundschaft thut er einem eine Gefälligkeit, nur für Lohn nicht.“ (OLDENDORP 1777a: 24f.).

„Der Caraibe muß ganz frey aufwachsen. Er lernt also nie gehorsam seyn; sein Wille ist seine Regel. Ist es nicht eine natürliche Folge davon, wenn der erwachsene Caraibe eine unbändige Freyheitsliebe hat, oder vielmehr, wenn er unfähig ist, sich zu einer vernünftigen Unterwerfung zu bequemen?“ (OLDENDORP 1777a: 27f.).

„Die Caraiben lieben, wie alle Wilden, den Tanz so sehr, wie den Putz. Ihre Tänze sind von sonderbarer, und in den Augen der Europäer freylich sehr ungeschickter Art.“ (OLDENDORP 1777a: 28f.).

„Daß ein GOtt sey, der der Schöpfer aller Dinge ist, ziehen sie nicht in Zweifel; und wenn man mit ihnen von GOtt redet, so weisen sie gen Himmel: aber ihre Begriffe von GOtt scheinen doch auf ihr Herz wenig Einfluß zu haben, und sie bezeigen gegen das höchste Wesen weder Furcht noch Liebe. Sie haben also auch keine Religion und Gottesdienst. Aber vor dem bösen Geiste, dem Maboye, fürchten sie sich. Dem schreiben sie alles physische und moralische Uebel zu ... Sie suchen daher durch alberne Ceremonien oder durch eine Ehre, die sie ihm anthun, sich vor den Wirkungen seiner Neigung, böses zu thun, zu sichern.“ (OLDENDORP 1777a: 28f.).

OLDENDORPS Gesamturteil über die „Caraiben“ fiel so vernichtend aus, wie er es sich für „alle wilden Völker“ zurechtgelegt hatte. Es zeugt davon, dass er nicht gewillt war, die geistigen, kulturellen und religiösen Eigenschaften der „Wilden“ vorurteilsfrei und auf hinreichend Wissen gestützt, zu erfassen und darzulegen. Dass sollte sich dann weiter unten im Buch bezüglich der entsprechenden Darstellungen über die Herkunftsvölker der „schwarzen Sklaven“ erneut und mehrfach zeigen (OLDENDORP 1777a: 270ff.). Das stete Bemühen, anderen Völkern die westlich-europäischen Maßstäbe anzulegen und sie ihnen dann, ob mit Gewalt oder „nur“ geistig-kulturell, aufzuzwingen, war damals bereits ausgeprägt und lässt sich bis heute ohne Mühe beobachten:

„Wenn man das, was ich von dem Character, den Begriffen und Sitten der Caraiben gesagt habe, mit den Beschreibungen andrer wilden Völker vergleicht; so wird man leicht einsehen, daß der Mensch im Stande der Wildheit sich fast durchgehends gleich ist. Der Unterschied kommt nur von dem verschiedenen Klima, der Beschaffenheit des Landes und andern zufälligen Ursachen her.“ (OLDENDORP 1777a: 32).

Übrigens sprach OLDENDORP (1777a: 33) den „Caraiben“ der Inseln „St. Thomas und St. Jan“ das Besitzrecht an ihrer Heimat völlig ab, da er behauptete, dass sich „die Krone Dänemark“ diese Inseln „als ein verlassenes und niemand zugehöriges Gut“ zugeeignet habe. Allerdings hatte er weiter oben mitgeteilt, dass auf beiden Inseln bei Ankunft der Dänen durchaus noch „Caraiben“ wohnten. Man hat es eben nicht für nötig gehalten, die „Wilden“ um Erlaubnis zu fragen.

Der Sklaverei stand OLDENDORP nicht ablehnend gegenüber, denn er berichtete über den für Sklaven zu entrichtenden Zoll sowie über die Möglichkeit, mit Sklaven zu bezahlen, „wenn gleich Mann und Weib dadurch getrennt werden“, wie über Selbstverständlichkeiten (OLDENDORP

1777a: 250, 266). Zudem hielt er die Sklaverei für wirtschaftlich geboten, denn er stellte fest, dass „Goldminen“ und „Ackerbau“ in den „Colonien“ in Amerika „ohne Hülfe der Negerclaven nicht bestehen“ könnten (OLDENDORP 1777a: 347). Dementsprechend hieß er das „Cartel“ zwischen Dänemark und Spanien zur Herausgabe entlaufener Sklaven für richtig:

„Das Cartel, welches in eben dem Jahre [1767] mit Spanien wegen gegenseitiger Auslieferung der entflohenen Slaven errichtet wurde, sicherte insoferne diesen Wohlstand, als dadurch dem öftern Entlaufen der Neger von den dänischen Inseln, wodurch den Eigenthümern ein sehr beträchtlicher Schade zugefügt wurde, Einhalt geschah.“ (OLDENDORP 1777a: 42).

Offensichtlich war es nicht unüblich, dass Sklaven entliefen. So gebe es auf St. Croix den „fast unersteigliche[n] Maronberg, der von den entlaufenen oder Maronnegern [Maroon, Marron, Cimarrón - M.W.], die ihren Aufenthalt darauf haben, den Namen hat“ (OLDENDORP 1777a: 74). Er schrieb dazu einen längeren Abschnitt (OLDENDORP 1777a: 394ff.). Mithin war das Weglaufen aus der anscheinend gar nicht erstrebenswerten Plantagenplackerei schon seinerzeit zu einer sozialen Bewegung geworden. Unterlagen die Entlaufenen, die „rebellischen Neger“, den Angriffen der Kolonialsoldateska, sollen sie sich nicht immer ergeben, sondern sich das Leben genommen haben (OLDENDORP 1777a: 75). Der durch OLDENDORP verwendete Ausdruck für die um ihre Freiheit kämpfenden Menschen zeigt, dass er keinerlei wirkliches Verständnis für sie hatte. Daher nannte er auch Selbstmordversuche und Aufstände auf den Sklavenschiffen „so unsinnig als vergeblich“ bzw. „sträfliche Vorhaben“ und erzählte über drastische Strafen, ohne Mitgefühl zu zeigen (OLDENDORP 1777a: 365ff.). Dasselbe galt für die Art und Weise, wie über die menschenunwürdigen Verhältnisse auf dem Sklavenmarkt in Dänisch-Westindien berichtet wurde (OLDENDORP 1777a: 368ff.). Auch sei der „Slave“ auf dem Feld ohne „augenblickliche und empfindliche Züchtigungen“ „nicht in Ordnung und bey seiner Pflicht zu erhalten“ (OLDENDORP 1777a: 382). Generell sah er schnelle und harte Strafen für notwendig an, um die „ungesitteten“ Sklaven zu beherrschen (OLDENDORP 1777a: 388).

Jedoch hat OLDENDORP durchaus die tiefe soziale Kluft zwischen den Sklavenbesitzern und den Sklaven in Dänisch-Westindien wahrgenommen und einzelne Erscheinungen kritisiert, allerdings nicht ohne Relativierung von Täter und Opfer; doch musste er einräumen, dass den Opfern im Falle des Zuwiderhandelns Schlimmes drohte:

„Da die eingebornen Blanken oder Creolen schon von Kind auf gewohnt sind, von Slaven bedient zu werden, und ihnen zu befehlen; so lernen sie sehr früh ihre äussere Vorzüge vor jenen armen Creaturen kennen, wovon der Uebergang zum Stolz und einem gebieterischen Wesen sehr kurz und leicht ist. Das Beyspiel, welches sie in Ansehung der Behandlung der Slaven hie und da sehen, leitet auch nicht auf menschenfreundliche Gesinnung.“ (OLDENDORP 1777a: 268).

„Der creolische Herr glaubt wenigstens über den Körper seiner Slaven beiderley Geschlechts, ein uneingeschränktes Recht zu haben: und da die Keuschheit keine gewöhnliche Tugend der Negerinnen ist; so machen sie sich kein Gewissen, oder ... Ehre daraus, der ungebührlichen Zumuthung ihrer Herrn nachzugeben. Im Fall aber auch eine Slavin sich solchen Anforderungen widersetzen wolte; so ist sie in der Gewalt ihres Herrn, der sie nach Gutbefinden behandeln lassen kan.“ (OLDENDORP 1777a: 268).

Gerade weil OLDENDORP die Sklaverei für wirtschaftlich unverzichtbar hielt, plädierte er für eine „vernünftige Schonung der Slaven“, die „in nichts“, „als in der Unterlassung einer unnöthigen und für den Eigenthümer unfruchtbaren Härte der Behandlung“ bestehe (OLDENDORP 1777a: 365). Für ihn ging es nicht um Gesundheit, Leben und Freiheit der „Slaven“, sondern um das ökonomische Wohlergehen ihrer europäischen Damen und Herren.

Die Religion lieferte OLDENDORP den letztgültigen Grund für die Rechtmäßigkeit der Sklaverei, woraus für ihn die Notwendigkeit zur Bekehrung der „Neger“ folgte. Damit trat der Charakter der Religion als geistiges und kulturelles Herrschaftsinstrument offen zu Tage:

„Es ist mir genug, zu sagen, daß die Religion unsers Heilands JEsu Christi den christlichen Slaven ihre Pflichten gegen ihre Herren aufs deutlichste, nachdrücklichste und vollständigste vorschreibt ... Sie macht es dem Slaven, der sie bekennet, zur Pflicht, seinem Herrn mit derjenigen Treue und Ergebenheit zu dienen, zu welcher er sich Christo seinem Erlöser verpflichtet fühlt. ... Sie ist also das beste, ja das einzige recht wirksame Mittel, ... den Herren gehorsame, willige und treue Knechte an ihnen zu verschaffen. Der Beweis davon ist an denen zu Christo gebrachten Negerclaven in Westindien deutlich zu sehen.“ (OLDENDORP 1777a: 387).

In der „Geschichte“ wurde für die wissenschaftliche Bezeichnung der Zootaxa das „Linneische System“ verwendet (OLDENDORP 1777a: 54 Fußnote *, 92). Das Werk enthielt auf den Seiten 81 bis 153 Kapitel zu sechs Tierklassen in weitgehender Anlehnung an das System Carl VON LINNÉ (1707-1778), also über „Säugende Thiere“, „Vögel“, „Amphibien“, „Fische“, „Insecten“, „Würmer und Schalthiere“. Inhalte, Ziele und Grenzen dieser Kapitel stellte OLDENDORP wie folgt dar:

„Es ist weder zu meiner Absicht nöthig, noch meinen Kräften angemessen, eine eigentliche Naturgeschichte dieser Inseln zu liefern. ... Indessen werden die Nachrichten, welche ich in diesem Abschnitte mittheile, nicht nur etwas zur Kenntniß der natürlichen Beschaffenheit dieser Inseln beytragen, mithin der Mißionsgeschichte ... einiges Licht geben; sondern sie werden hoffentlich auch meinen Lesern weder unangenehm noch unnütz seyn. Ich werde dabey vorzüglich meine eigenen Erfahrungen brauchen, aber auch ohne Bedenken die Kenntnisse anderer benutzen.“ (OLDENDORP 1777a: 81).

OLDENDORP (1777a: 54, 58f., 85, 86, 102, 112) benutzte als Bezeichnungen für taxonomische Kategorien „Art“, „Geschlecht“, letztere im Sinne von „Gattung“ oder von „Art“, „Gattung“ im Sinne von „Art“ wie auch von „Varietät“, weiter „Ordnung“ für die LINNÉische „Classis“ oder als deren Subkategorie, ferner „Classe“ als rein logischen Terminus. Bei weitem nicht alle Zootaxa, die durch OLDENDORP für Dänisch-Westindien aufgezählt worden sind, waren „Arten“. Nicht selten handelte sich um höhere Taxa oder wurden nur wenige „Art“-Beispiele für sie beigebracht. Auch sah er sich gezwungen, aktuelle systematisch-taxonomische Probleme zu erörtern, z. B. solche der Einteilung der „Amphibien“, der Zuordnung von Taxa zu den „Fischen“ und der Gliederung der „Pflanzthiere“ (OLDENDORP 1777a: 92, 102, 150f.). Über die Tiere wurde in der „Geschichte“ hier und da anthropomorphistisch gesprochen, wie etwa bei den „Crocodillen“.

Bei den „Pflanzthieren“ fiel OLDENDORP (1777a: 151) durch die genannten Schwierigkeiten in die Erwägung, dass dieses „zum Beweis“ diene, daß die Grenzen unsers Verstandes viel zu enge sind, als daß er den unendlichen Verstand und die Allmacht des Urhebers der Natur fassen könnte“, also in den Agnostizismus. Doch überwand er sich am Ende dazu, die Forschung an der Natur als ein gottgefälliges Werk anzusehen, formuliert in gemäßigt physikotheologischem Stil:

„Ich will nur noch sagen, daß einem aufmerksamen und verständigen Liebhaber und Forscher der Werke GOttes in der Natur, die westindische See täglich neuen Stoff zu den angenehmsten und nützlichsten Betrachtungen gibt, und ihn durch die deutlichsten Merkmale der Weisheit, Güte und Macht des Schöpfers aller Dinge, nicht nur zu dessen Bewunderung, sondern auch zu seinem Lobe, zur Liebe und Vertrauen zu Ihm reizet.“ (OLDENDORP 1777a: 153).

3.3 Anthropogeographie

Wie in Kap. 3.2 erwähnt, seien die „Cariben, oder Canibalen“ die Bewohner der „caribischen Inseln“ „zu der Zeit“ gewesen, „als sie von den Europäern entdeckt worden“ (OLDENDORP 1777a: 13). Da diese ihre Geschichte nur mündlich überliefern würden, müsse man sich diesbezüglich auf die Mitteilungen eines Zeugen verlassen, der lange bei einem Nachbarvolk der „Cariben“ im südlichen Nordamerika gelebt und der dessen Berichte ausgewertet habe; dieser Quelle gemäß ist diese Erzählung kritisch zu sehen. Danach kämen die „Cariben“ aus einer Landschaft nördlich von Florida. Sie seien der Teil eines Volkes, der sich nach einem längeren, teils friedlichen, teils kriegerischen Zusammenleben mit dem genannten Nachbarvolk nach Süden gewendet, übers Meer auf die „lucayschen Inseln“ [Bahamas und weitere Inseln – M. W.) und von dort auf die Kleinen Antillen gegangen sei, diese Inseln „bevölkert“ und zuletzt, „durch den Anwachs ihrer Menge genöthiget“, auf das Festland Südamerikas übersetzt, sich in „Guiana“ trotz des Widerstands der „Arawacken“ „vestgesetzt“, ein „zahlreiches Volk“ gebildet und sich dann auch „in Terrafirma und bis nach Brasilien ausgebreitet“ hätte (OLDENDORP 1777a: 13ff.).

Nach der Ankunft der Europäer seien die „Cariben“ durch erstere „nach und nach genöthiget“ worden, „den größten Theil dieser ihrer Besitzungen völlig zu räumen“, wobei sie zuerst von den Spaniern zu „Sclaven“ gemacht worden seien, wogegen sie sich erbittert gewehrt hätten, worauf sie noch stärker durch Spanien bekämpft und schließlich von der Insel „St. Croix“ vertrieben worden seien. Auf einigen Inseln habe man dann Frieden mit den „Cariben“ schließen können, auf „St. Vincent und Dominique“ aber nicht. Sodann hätten sich auf einigen Inseln „Engländer, Franzosen und Holländer“ niedergelassen, sich zunächst freundlich gezeigt und den „Cariben“ Land abgekauft. Mit der Zeit seien diese aber „von ihren neuen europäischen Nachbarn durch

sehr ungerechte Handlungen beleidigt worden“, indem sie sie „gegen ausdrückliche Verträge“ „theils mit Gewalt, theils mit List“ gefangen genommen und versklavt hätten. Das habe dann Widerstand hervorgerufen, der blutig unterdrückt worden wäre, doch sei man dann zu Friedens-Schlüssen gekommen. Die Dänen hätten „wenige Caraiben“ auf „St. Thomas“ und auch „St. Jan“ vorgefunden, die dann aber, angeblich ohne vorhergehende Gewaltanwendung, die Inseln „von selbst verliessen“ und „zu ihrem Volke sich verfügten“ (OLDENDORP 1777a: 16ff.). Die „Insel St. Vincent“ wäre „seit langer Zeit der Hauptsitz der von ihren übrigen Inseln verdrängten Caraiben“; man könne „aber nicht sagen, daß sie da in Ruhe und Frieden lebten“ (OLDENDORP 1777a: 5).

Über die Zusammensetzung der Bevölkerung zum Zeitpunkt seines Aufenthaltes in Dänisch-Westindien berichtete OLDENDORP:

„Es ist bey den Einwohnern dieser Inseln in Ansehung der Farbe ein dreyfacher Hauptunterschied zu bemerken. Es gibt weisse oder Blanke, schwarze und braune. Letztere sind ein geringer Ueberrest der Caraiben ...“ (OLDENDORP 1777a: 231).

„Die Blanken sind Europäer, oder ächte Nachkömmlinge derselben; Dänen, Engländer, Irrländer, Schottländer, Holländer, Deutsche, Spanier und Franzosen. In St. Croix sind mehr Dänen und Britten; in St. Thomas und St. Jan mehr Holländer. Deutsche sind auf allen drey Inseln, sonderlich Handwerksleute und Soldaten; wenige Franzosen, und noch weniger Spanier. Auch viele Juden gibt es, sonderlich in St. Croix.“ (OLDENDORP 1777a: 232f.).

Über die Herkunft der Bewohner von Dänisch-Westindien mit afrikanischen Wurzeln versuchte OLDENDORP (1777a: 270ff.) durch Befragung einer Reihe von Personen Auskunft zu erlangen. Allein diese Befragten hätten zu „beynahe dreyßig Nationen“ gehört. Die meisten Schwarzen seien im Zuge von Kriegen und Sklavenjagden der afrikanischen Völker untereinander gefangen genommen und danach an die Europäer verkauft worden. Schon der Besitz und Einsatz von Feuerwaffen europäischer Produktion durch besitz- und machtgierige lokale Herrscher weist auf den Einfluss der Europäer hin, doch führte OLDENDORP (1777a: 305) selbst an, dass der durch die Europäer bezahlte gute Preis für einen „Sclaven“ niemanden mehr sicher habe sein lassen, nicht auch gefangen und verkauft zu werden, was letztlich zu den genannten unendlichen Kriegen und Menschenjagden geführt hätte. Hier bezeichnete er den „Menschenraub“ dann auch als eine „Ungerechtigkeit“. Ausführlich erklärt wurde der „Ursprung des Sklavenhandels in Guinea“ in einem eigenen Kapitel (OLDENDORP 1777a: 347ff.). Im Ganzen würden die „schwarzen Sclaven“ in Amerika aus einem bestimmten Teil der Westküste Afrikas stammen:

„Um eines Theils der Leser willen ist im voraus anzumerken nöthig, daß die schwarzen Sclaven durch die Europäer von der africanischen Küste geholt werden, welche zwischen dem 16ten Grad der nördlichen und dem 16ten Grade der südlichen Breite, vom Flusse Senegal oder dem Niger an, bis an das schwarze Vorgebirge liegt, und, mit ihren Krümmen und Wendungen berechnet, eine Strecke von mehr als achthundert deutschen Meilen ausmacht. Diese ganze Küste rechnen die Seeleute zu Guinea. Es begreift dieselbe viele grosse und kleine Königreiche und Völker, die in der Sprache, in den Sitten und Gewohnheiten verschieden sind.“ (OLDENDORP 1777a: 271).

3.4 Zoogeographie

OLDENDORP (1777a: 81) hat klargestellt, dass er seinen Berichten über die Zootaxa von Dänisch-Westindien vor allem seine eigenen Erfahrungen zu Grunde legen, aber auch andere Quellen, darunter die Literatur, nutzen wollte. Tatsächlich beruhten bereits die Berichte über die Zootaxa des Meeres während der Seereise auf eigenen Beobachtungen, die er teilweise mit Kenntnissen aus der Literatur über deren allgemeines Vorkommen, Verhalten, Nahrungserwerb und anderem mehr anreicherte. Auch wenn seine Präparation einer „Dorade“ wohl mehr der Zubereitung eines Gerichts dienen sollte, sah er genauer hin und verwertete eben seine Beobachtung im Interesse der Naturgeschichte. Auch die Flügelspannweite einer „Fledermaus“, mehrere Körpermaße bei einem „Pelican“ und einem „grossen Seekrebs“, sowie die Körperlänge eines „Trompeterfisches“ sind vermessen worden. Mehrfach erwähnte OLDENDORP (z. B. 1777a: 103, 104, 105, 106), dass er vor Ort eine Zeichnung von diesem oder jenem Taxon angefertigt habe. Außerdem besaß OLDENDORP (1777a: 113f., 118) eine Naturaliensammlung, die er „da gemacht habe“. Er gab an, dass sich darin „Zweyfalder, oder Tag- und Nachvögel“ befänden, und er außerdem dafür einen „Hörnigten Holzkäfer“ in Rum getötet habe. Zum Betrachten und Bestimmen von Kleintieren benutzte OLDENDORP (1777a: 125) bereits vor Ort ein „Vergrößerungsglas“. Demnach hat

OLDENDORP in Dänisch-Westindien und auf der Seereise Faunen- und Quellenexploration mit Datensicherung betrieben.

Es folgen ausgewählte Beispiele mit zoogeographisch relevanten Angaben zu einzelnen Taxa:

„Ich will nur zweyer Vögel hier [auf der Seereise nach Dänisch-Westindien] gedenken, des Tropikers und des Fregatvogels. Jener *) [Fußnote *): Phaëton aethereus.] hält sich nur zwischen den Wendekreisen auf ... Der Fregatvogel **) [Fußnote **): Pelicanus aquilus] ... schnellen und sehr lange anhaltenden Flug ... fliegt höher, als der Adler ... Man sieht diese Art Vögel als Anzeiger des nahen Landes an; doch ist der Schluß nicht sicher, wenn sie sich nur einzeln sehen lassen; denn sie entfernen sich sehr weit vom Lande. Wenn sie aber in Haufen erscheinen, dann kan man von der Nähe einer Insel versichert seyn. Sie sind sehr geschickt, die fliegenden Fische zu fangen, und dem Fischervogel seine Beute abzujagen.“ (OLDENDORP 1777a: 54).

„... habe ich auf der Reise nach Westindien sowol den Nordkaper, als den Grampus oder Mastfisch, und zwar von letzterer Art eine große Heerde gesehen. Jener ... hatte beynahe die Länge unseres Schiffes ... Es hält sich dieser Fisch zwar häufig am Nordkap ... auf ... aber er verfolgt seinen Raub weit in die südlichen Gegenden des Oceans, und läßt sich in der Nähe der antillischen Inseln, und in den americanischen Gewässern sehen. Der Grampus oder Mastfisch *) [Fußnote *): Physeter Tursio] ... ist in dem Ost- und Westpassat nicht ungewöhnlich.“ (OLDENDORP 1777a: 55).

„Die Delphine oder Meerschweine *) [Fußnote *): Delphinus Delphis] zeigen sich gewöhnlich Schaarenweise, oft zu vielen hunderten und tausenden.“ (OLDENDORP 1777a: 56).

„Man trifft oftmals auch auf der See Schildkröten in grosser Anzahl an: wie wir dann dis- und jenseit der Insel Madera viele derselben auf dem Wasser liegen sahen, wo sie am Tage auf dem Rücken zu schlafen pflegen.“ (OLDENDORP 1777a: 56).

„... die fliegenden Fische, die zwischen den Wendekreisen oft truppweise aus der See auffahren, und so lange fliegen, als ihre Flossen, die sie als Flügel brauchen, naß sind, hernach in die See oder auf die Schiffe herabfallen, wenn sie nicht vorher noch ein Raub der Fregatvögel werden. Bisweilen kommen sie schon bey der Insel Madera, und noch nördlicher zum Vorschein; eigentlich aber sind sie zwischen den Wendekreisen zu Hause. Es gibt ihrer verschiedene Geschlechter, davon ich auf meiner Reise nur die fliegenden Heringe gesehen habe. Ich nenne sie so, weil sie diesem Fischgeschlechte in der Bildung und Grösse ziemlich ähnlich sind *) [Fußnote *): Exocætus]. ... Daß die fliegenden Fische von den Doraden und Bonniten verfolgt werden, und denselben zur Nahrung dienen, davon wurde ich augenscheinlich überzeugt, da ich in dem Magen einer Dorade einen noch unverdauten fliegenden Fisch fand. Man hat also überall, wo man Fische auffliegen sieht, diese ihre Feinde zu vermuthen.“ (OLDENDORP 1777a: 58f.).

„Eben diejenigen Hausthiere, welche die Europäer in ihrem Vaterlande zu ihrem Dienst brauchen, haben sie in ihre westindische Pflanzörter mitgenommen, in welchen sie eben so wenig einheimisch sind als ihre Herren. ... Ziegen, Schweine ... Pferde ... Maulesel ... Esel ... Rindvieh ... Schafe ... Hunde ... Katzen ...“ (OLDENDORP 1777a: 81ff.).

„Vor wilden reissenden Thieren ist man dort allenthalben sicher. Außer den wildgewordnen Hunden, Katzen und Ziegen, gibt es keine andre wilde Thiere, als Ratzen und Mäuse. Doch sollen sich in den dicken Wäldern von St. Croix bisweilen wilde Schweine, und auf hohen Bergen auch wilde Schafe sehen lassen. Aber auch diese sind weiter nichts als entlaufene Hausthiere.“ (OLDENDORP 1777a: 84).

„Mäuse und Ratzen sind in Westindien nicht einheimisch, und erst mit den europäischen Schiffen dahin gebracht worden. Die Ratzen, die sich unglaublich vermehret haben, halten sich hauptsächlich in Zuckerfeldern, in Pinguin und Felsenlöchern auf, wo man ihnen nicht beykommen kan. Sie thun an Welschkorn und Zuckerröhren grossen Schaden; und wenn sie draussen kein Futter mehr finden, so hat man sie destomehr in den Häusern. Auch den Baumfrüchten gehen sie nach und fressen Susack, Vendubohnen, Tamarinden, und dergleichen.“ (OLDENDORP 1777a: 84).

„Von den in diese Ordnung gehörigen säugenden Seethieren sieht man bisweilen nicht weit vom Lande Meerschweine, oder Tummler und Grampus. ... Auf dem Reff bey St. Croix strandete vor einigen Jahren ein angeschossener Sägefisch ...“ (OLDENDORP 1777a: 85).

„Von zahmem Federvieh werden dort eben dieselben Arten unterhalten, die in europäischen Wirthschaften gewöhnlich sind. Sie sind in Westindien nicht einheimisch, sondern aus andern Ländern dahin gebracht, kommen aber da gut fort. ... Hühner ... welsche Hühner ... Gänse gibt es wenige, und noch wenigere Pfauen ... Enten ... Tauben ... Perlhühner ...“ (OLDENDORP 1777a: 86).

„Von Raubvögeln ist daselbst der Fistermann *) [Fußnote *): Eine Varietas des Falco gentilis] und der Kuckubak **) [Fußnote **): Falco Sparverius] am bekanntesten. Jener soll nicht nur auf Vögel stossen, sondern sich auch von Fischen nähren. Dieser aber ist der Feind kleiner Vögel, junger Hühner und sonderlich der Steintäubchen und der Eidexen.“ (OLDENDORP 1777a: 86f.).

- „Perrocketgen oder kleine Papagoyen sind häufig in St. Jan, wo noch sehr viel Busch ist.“ (OLDENDORP 1777a: 87).
- „Die Maritjemaat oder Madenfresser *) [Fußnote *): *Crotophaga Ani*] ... Sie haben das besondere, daß sie ihre Eyer zusammen in ein grosses Nest legen, und die Jungen gemeinschaftlich ausbrüten und füttern. Sie könnten auch Grillenfresser heißen, weil sie von diesen und andern Insecten, sonderlich von den Maden leben, die in den Häuten des Rindviehes ausgebrütet werden. ... Aus der Ursache werden diese Vögel eben so geschont, als die Schwalben in Europa.“ (OLDENDORP 1777a: 87).
- „Eine Menge Meerschwalben *) [Fußnote *): *Sterna stolda*] ... bewohnen die Keyen und Klippen, und leben ... von Fischen. ... Sie sind gar nicht wild, und auch in Häusern trifft man öfters welche an, die so zahm sind, wie Tauben, und sich von Fliegen und Kackerlacken nähren.“ (OLDENDORP 1777a: 89).
- „... Flamingo **) [Fußnote **): *Phœnicopterus ruber*] ... Der Schnabel ... Damit holt er die Krabben aus dem Sande, die nebst den Fischen seine Nahrung sind. ... Man findet sie auf der Nordseite von St. Thomas bey der See, in grösserer Menge aber auf dem vesten Lande.“ (OLDENDORP 1777a: 89f.).
- „Auf diesen Inseln hat man das Vergnügen nicht, den Gesang der Nachtigall zu hören. Sie hält sich da eben so wenig auf, als die Lerche.“ (OLDENDORP 1777a: 91).
- „Amphibien sind auf diesen Inseln und um dieselben in grosser Menge.“ (OLDENDORP 1777a: 92).
- „Die grüne Schildkröte ... Es halten sich diese Thiere im Wasser auf, und kommen nur Abends an Land, um ihre Eyer abzulegen. Sie machen zu dem Ende mit ihren Patten ein tiefes Loch im weichen Sande, mit welchem sie die hineingelegten Eyer so zudecken, daß sie nicht leicht zu finden sind. Da sie dieses verschiedene Tage wiederholen; so werden sie belauert, und die Eyer ... weggenommen. Bey dieser Gelegenheit werden sie auch selber gefangen. ... werden sie in der See mit Netzen gefangen, sowol bey St. Croix, als auf der Südseite von St. Thomas, hauptsächlich aber bey Krabbeneyland.“ (OLDENDORP 1777a: 92ff.).
- „Die Carettschildpatte ... wird nur um ihrer durchsichtigen Schale willen, die unter dem Namen Schildkrot bekannt ist, gefangen. ... Auf den caraischen Inseln werden von dieser Art nur wenige gefangen; mehrere aber gibt es in Ostindien ...“ (OLDENDORP 1777a: 94f.).
- „Hingegen habe ich da keine Landschildkröten gesehen, deren es jedoch, wie man mich versichert hat, auch geben soll, aber sehr wenige, weil sich diese Art nur im süßen Wasser aufhält, daran auf diesen Inseln grosser Mangel ist.“ (OLDENDORP 1777a: 95).
- „Ob es auf denselben [dänisch-westindische Inseln], wie auf den grossen Antillen, und dem vesten Lande, Crocodillen gebe, wird niemand fragen, der da weiß, daß diese fürchterlichen Thiere nur in grossen Strömen sich aufhalten, dergleichen da nicht sind.“ (OLDENDORP 1777a: 95).
- „Von kleinen Eidexen oder Kacketes gibt es verschiedene Gattungen, die sich auf Bäumen, in Häusern, auf Dächer, ja fast allerwärts aufhalten, und den Fliegen nachstellen, die nebst Spinnen, Kackerlacken, Scorpionen und Ameisen ihnen zur Nahrung dienen.“ (OLDENDORP 1777a: 96).
- „Ehedem gab es auf diesen Inseln grosse Schlangen, welche Hühner, Enten, und dergleichen verschluckten. Sie sind aber ausgerottet, und izt siehet man nur kleine, und wenige. Sie leben von Mäusen, die sie auf den Feldern fangen, auch wol in die Häuser verfolgen. Manche halten sie daher für nützliche Thiere ...“ (OLDENDORP 1777a: 98).
- „Der Sägefisch *) [Fußnote *): *Squalus Pristis*] ... So wie andrer grosser Seethiere ist die hohe See der Ort ihres Aufenthalts, ... nur durch ... Zufall kommen sie dem Lande nahe.“ (OLDENDORP 1777a: 98f.).
- „Die Menge und Verschiedenheit der Fische, welche man auf diesen Inseln findet, ist bewundernswürdig, und gehört unter die Vorzüge derselben.“ (OLDENDORP 1777a: 102).
- „Im süßen Wasser gibt es ... Aale, doch nur sehr wenige.“ (OLDENDORP 1777a: 103).
- „... Meeraalen, ... Conger ... Sie suchen nicht blos, wie andere Fische, ihre Sicherheit in der Flucht; sondern setzen sich zur Wehr, und lassen einen unvorsichtigen Fischer ihre Zähne fühlen. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist zwischen den Klippen ...“ (OLDENDORP 1777a: 103).
- „Aus dem Geschlechte der Bärschinge will ich den Jacob Evert Fisch anmerken, der ... am meisten da gefangen wird, wo grosse Steine in tiefem Wasser sind.“ (OLDENDORP 1777a: 107).
- „Die Bonette halten sich zwar weit vom Lande auf; doch werden viele gefangen ...“ (OLDENDORP 1777a: 107).
- „Die kleinen Silberfische oder Anschovi sind sehr häufig ...“ (OLDENDORP 1777a: 109).
- „Heringe gibt es in Westindien, so gut als in den nordischen Meeren, nur nicht in so grosser Menge Im Merz, April und May sind sie am häufigsten.“ (OLDENDORP 1777a: 109f.).
- „Wie überhaupt die warmen Länder am fruchtbarsten an Insecten sind, so gibt es derselben auch auf diesen drey Inseln eine grosse Menge.“ (OLDENDORP 1777a: 112).
- „... zwey Arten von schwarzen Maulwurfskäfern ... welche da einheimisch sind. ... Es ist der Simson des Herrn von Linne ... Die andre Art ist ebenfals mit drey Hörnern bewafnet ... Beide wohnen auf Bäumen, von deren Saft sie sich nähren.“ (OLDENDORP 1777a: 112).

„Schildkäfer ... Ihre Nahrung ist nicht einerley. Einige helfen das Aas verzehren, und sind ... offenbar nützlich; andere leben von Pflanzen, ohne ... sehr schädlich zu seyn.“ (OLDENDORP 1777a: 113).

„Das Geschlecht der Holzkäfer ist sehr zahlreich, und in den Arten ist eine grosse Verschiedenheit ... Als Käfer thun sie dem Holze keinen Schaden; aber als Würmer zernagen sie dasselbe so lange, bis ihre Verwandlung vor sich geht. Ich will nur derjenigen Art hier gedenken, welche der Herr von Linne Hirschhörnigt nennt ... Ich habe angemerkt, daß ein solcher Käfer, den ich in einen blecherne Büchse gethan hatte, vier Wochen ohne einige Nahrung lebte. Weil ich ihn für meine Sammlung aufheben wolte, tödtete ich ihn endlich in Rum.“ (OLDENDORP 1777a: 113f.).

„Eines der merkwürdigsten Insecten in Westindien sind die Schaben oder Kackerlacke *) [Fußnote *): *Blatta americana*]. Sie und die Holzläuse, nebst einigen Arten Ameisen, richten da die größten Verwüstungen an. ... So wie die Europäer die Ratzen, die Mäuse und die Stubenfliegen den Westindiern zugeführt haben; so sind dagegen die Schaben aus America zu uns nach Europa gekommen. ... bey diesem sehr fruchtbaren Geschlechte, das sich in kurzer Zeit auf einen bewunderswürdige Weise vermehrt. ... Es ist diesen gefräßigen Thieren fast alles gut zur Nahrung, und beynahe nichts vor ihren Zähnen sicher. ... Ein so schädliches und fruchtbares Geschlecht muß nothwendig viele Feinde haben, weil es sonst gar zu viel Schaden thun würde. Ohne diese natürlichen Feinde würde die Vorsicht des Menschen kaum hinreichen, sie zu bezwingen. Von Scorpionen, Tausendbeinen, grossen Spinnen, Hühnern und Kacketes werden unzehlige gefressen.“ (OLDENDORP 1777a: 115f.).

„Eigentliche Läuse sind auf diesen Inseln nicht sehr gemein. ... Auch die Flöhe sind hier was seltenes; vermuthlich weil wenig wollen Zeug und Betten gebraucht werden.“ (OLDENDORP 1777a: 125).

„Spinnen sind auf diesen Inseln in Menge ...“ (OLDENDORP 1777a: 127).

„Die grossen Erdspinnen oder Taranteln ... haben ihre Wohnung in tiefen runden Löchern in der Erde, welche sie meistens nur in der Nacht verlassen. Sie setzen sich gegen einen Menschen, der nach ihnen greift, zur Wehre, und ihr Biß ist gefährlich.“ (OLDENDORP 1777a: 129).

„Die Scorpionen in Westindien ... halten sich in Holz, Steinen, Mauern, Häusern, überall auf. ... Viele schonen die Scorpionen darum, weil sie von den weit schädlichern Kackerlacken leben ... Die Scorpionmütter tragen ihre Jungen ... auf dem Rücken herum.“ (OLDENDORP 1777a: 129f.).

„Krebse sind dort in grosser Menge.“ (OLDENDORP 1777a: 130).

„Die ... schwarzen Landkrabben ... halten sich weit von der See in Büschen und auf andern trockenen Plätzen in Löchern der Erde auf; ziehen aber jährlich im Monat May nach dem Seeufer, wo sie ihre Brut in den Seesand legen. Alsdann ists an manchen Plätzen, sonderlich am Strande, so voll von diesen Zugkrebse, daß sie einem im Gehen hinderlich sind. Nachdem aber so viele Wälder niedergeschlagen und zu Feldern gemacht, und so viele tausende dieser Landkrabben gefangen worden; so hat ihre Anzahl sehr abgenommen.“ (OLDENDORP 1777a: 131).

„Die Tausendbeine ... sind auf diesen Inseln sehr zahlreich.“ (OLDENDORP 1777a: 135).

„Die schwarzen Kuckelo oder cylindrischen Vielfüsse ... kriechen allenthalben herum, sonderlich auf den Bäumen ... Auf St. Croix sollen sie nicht fortkommen können; ich habe auch keine allda angetroffen, da sie auf St. Thomas in Menge sind.“ (OLDENDORP 1777a: 135f.).

„Würmer und Schalthiere ... auf diesen Inseln selbst nur wenige Arten vorhanden ... so liefert die See umher eine desto grössere Verschiedenheit derselben.“ (OLDENDORP 1777a: 137).

„Der sogenante Nerven- oder Fleisch- oder Guineawurm *) [Fußnote *): *Gordius medinensis*] ist zwar da nicht einheimisch; aber bisweilen bringt ihn ein Neger in seiner Haut, aus Guinea mit.“ (OLDENDORP 1777a: 137f.).

„Unter den Porcelanschnecken gibt es da ganz vorzüglich schöne ..., die aber, weil sie nicht selten sind, nur einen geringen Werth haben, den Argus ausgenommen.“ (OLDENDORP 1777a: 147).

In der „Geschichte“ wurden für manche Zootaxa auch Vorkommen in Gebieten außerhalb von Dänisch-Westindien genannt. Es handelte sich, abgesehen von aus verschiedenen Erdräumen stammenden Haustieren, einerseits um „Seethiere“, wie „Tropiker“, „Fregatvogel“, „Nordkaper“, „Grampus“, „Schildkröten“, „fliegende Fische“ und „Heringe“, andererseits um anthropochorisch translozierte „Landtiere“, wie „Mäuse und Ratzen“, „Schaben“, „Stubenfliegen“, „Guineawurm“. Hierfür wurden Fundgebiete in der Dimension von Klimazonen, Kontinenten, Meeresgebieten, Inseln und Ländern angegeben. In dem Werk wurden bei weitem nicht für alle Taxa von Dänisch-Westindien konkrete geographische Vorkommen bzw. konkrete Lebensräume innerhalb dieses Gebietes genannt. Falls erstere aufgeführt wurden, handelte es sich um die Dimension nur einer oder auch zweier dieser Inseln, von Küstenabschnitten, Riffen, Bergen und Wäldern. Immerhin wurden, mit Ausnahmen (Tiere der Seereise; auf den Inseln fehlende Tiere), alle Zootaxa Dänisch-Westindien zugeordnet. Der im Werk durch OLDENDORP benutzte Terminus „Aufenthalt“

bezeichnete das geographische Vorkommen oder den Lebensraum eines Taxons oder auch beides, was aber eine begrifflich-theoretische Schwäche darstellt.

Für keines der Zootaxa wurde eine Fundzeit genannt. Zwar könnte für alle Taxa ohne konkrete Fundzeit der Zeitraum von OLDENDORPS Seereise nach Dänisch-Westindien bzw. die Zeitspanne seines Besuchs auf den Inseln eingesetzt werden, doch ist es unklar, inwieweit die Angaben über das Vorkommen tatsächlich nur aus diesen Zeitspannen stammten oder ob nicht doch Angaben von Gewährsleuten aus früheren Zeiten dabei waren; zumindest für die vormaligen „grossen Schlangen“ ist letzteres offensichtlich. Insofern könnte auch behauptet werden, dass OLDENDORP für kein Zootaxon faunistische Daten lieferte. Systematisch-taxonomische Probleme waren aus den Texten OLDENDORPS ersichtlich oder wurden durch ihn selbst angesprochen (Kap. 3.2). Die Haustiere wurden, wie in einer naturgeschichtlichen Abhandlung nicht anders zu erwarten war, an ihre Stelle ins System gesetzt und dargestellt.

Falls man bereit wäre, die teils riesigen Räume, die für das Vorkommen von Tieren genannt worden sind, wie etwa den Mittelatlantik oder den gesamten Raum von Dänisch-Westindien, als ein Fundgebiet anzuerkennen, ferner die Zeitspannen für die Seereise bzw. den Inselaufenthalt als Fundzeiten zu akzeptieren, weiters lediglich die systematisch-taxonomisch sicheren „Arten“ einzubeziehen und alle Haustiere wegzulassen, könnte man wahrscheinlich, aber nur sehr kurze Faunenlisten für den Atlantik und für Dänisch-Westindien extrahieren, für einzelne Taxa vielleicht auch Fundortkataloge. Sicherlich wäre aber die Erstellung von Prä-Faunenlisten und von Prä-Fundortkatalogen möglich, wobei auch hierfür die systematisch-taxonomischen Probleme zu beachten wären. Aufgrund aller dieser Unsicherheiten stellt die „Geschichte“ keine Fauna im strengen Sinne dar. Die „Geschichte“ war mithin ein Beitrag zur regionalen Naturgeschichte mit nutzungsorientierten, bionomischen und systematisch-taxonomischen Inhalten.

In der „Geschichte“ fielen zoogeographisch relevante Inhalte an, die für die Zoogeographie bei Bedarf nutzbar werden konnten. Zu erkennen ist ein gewisses Verständnis für die Bedeutung der Darstellung des räumlichen Vorkommens von Zootaxa, nicht aber des zeitlichen, wofür auch spricht, dass der Fundzeitraum 1767-1768 in OLDENDORPS Überlegungen keine Rolle spielte. Die theoretische Durchdringung der faunistischen Inhalte der „Geschichte“ lag OLDENDORP fern.

Definitionen der chorologischen Parameter Ausbreitung (Extension), Verbreitung (Distribution), Verteilung (Dispersion) und Rückzug (Regression) fanden sich in OLDENDORPS „Geschichte“ nicht. Schon die Termini fehlten in zoogeographischen Zusammenhängen, jedoch sprach er in Bezug auf die „Cariben“ davon, dass sie sich in Südamerika „ausgebreitet“ hätten (Kap. 3.3). Haustiere und diverses Ungeziefer seien auf den Schiffen zu den Inseln „mitgenommen“, „dahin gebracht“ oder ihnen „zugeführt worden“. Als Terminus für die Regression wurde „abgenommen“, für die Extinktion „ausgerottet“ benutzt. Die Horizontalverbreitung wurde für einzelne „gute“ Taxa durch die Angabe mehrerer Fundorte oder Fundgebiete als Prä-Fundortkataloge, wenn man den Zeitraum 1767 bis 1768 als Fundzeit anerkennt, als Fundortkataloge beschrieben. Doch fanden sich für die meisten Zootaxa keine konkreten Fundorte innerhalb des Untersuchungsgebietes „Dänisch-Westindien“. Die Zuordnung zu diesem Raum stellte immerhin einen Beitrag zur Kenntnis ihrer Verbreitung dar. Die Vertikalverbreitung von Zootaxa wurde durch ihr Vorkommen auf Gebirgen, wie beim „wildem Schaf“, auf Klippen, wie bei den „Meerschwalben“, unter der Bodenoberfläche, wie bei den „Erdspinnen“, über und unter der Meeresoberfläche, wie bei den „fliegenden Fischen“, im tiefen Meereswasser an großen Steinen, wie beim „Jacob Everts Fisch“, oder auf hoher See, wie beim „Sägefisch“, angedeutet. Eine Klassifizierung oder Quantifizierung der Distribution fand in der „Geschichte“ nicht statt.

Das Fehlen von Zootaxa auf „Dänisch-Westindien“ oder auch nur in Teilen dieses Gebietes wurde registriert, so bei „Nachtigall“, „Lerche“, „Crocodill“ und „Schwarzem Kuckelo“. OLDENDORP war sich anscheinend des großen Gewichts der Feststellung des Fehlens einer Art bewusst (vgl. WALLASCHEK 2016f: 22). Beim „Tropiker“ und den „fliegenden Fischen“ wurde dargestellt, dass sie zwischen den Wendekreisen „eigentlich zu Hause“ seien, mithin endemisch, ohne dass das näher erörtert worden wäre. Bei den „Hausthieren“, „Europäern“, „Mäusen und Ratten“, dem „zahmen Federvieh“ und „Guineawurm“ wurde davon gesprochen, dass sie in „Westindien“ „nicht

einheimisch“, sondern mit Schiffen gewollt oder ungewollt aus anderen Ländern dahin gebracht worden seien. Umgekehrt seien die „Kackerlacken“ von Amerika nach Europa gelangt, wobei hier die Anthropochorie nicht deutlich ausgedrückt wurde, also der Eindruck entstehen konnte, dass sie es autochorisch über den Ozean geschafft hätten. Mehrere Haustierarten haben offenbar schon nach relativ kurzer Zeit eine Dedomestizierung, die „Mäuse“ und besonders die „Ratzen“ einen rasanten Vermehrungs- und Ausbreitungsprozess durchlaufen. Mithin hat OLDENDORP bei verschiedenen Taxa die Indigenität durch das zeitlich eingeordnete geographische Vorkommen bestimmt, nicht durch eine dauerhaft erfolgreiche Fortpflanzung. Dieses Kriterium wurde aber wohl stillschweigend vorausgesetzt. Zudem wurde Indigenität fälschlich auf Haustiere bezogen. Eine Definition des Begriffes „einheimisch“ fehlte. Bei der „Carettschildpatte“ nannte OLDENDORP die Fundgebiete „Westindien“ und „Ostindien“, ohne dass er auf die diskontinuierliche Verbreitung des Taxons einging. Offenbar hielt er es für möglich, dass das Tier in den dazwischen liegenden Meeresgebieten vorkommt.

OLDENDORP nannte zwar Individuenzahlen für bestimmte Taxa, so wie beim „Nordkaper“ und „Delphin“, verwendete jedoch zur Einschätzung der mittleren Populationsgrößen von Taxa im Freiland außerdem unbestimmte Häufigkeitsklassen wie „sehr wenige“, „einzeln“, „wenige“, „selten“, „nicht selten“, „große Heerde“, „eine Menge“, „viele“, „häufig“, „in grosser Anzahl / Menge“, „in Haufen“, „sehr zahlreich“, „sehr häufig“, „unzehlige“, „sehr gemein“. Mittels solcher und davon abgeleiteter Termini verglich er die Populationsgröße eines Taxons in Dänisch-Westindien, so beim „schwarzen Kuckulo“ zwischen St. Croix und St. Thomas, eines Taxons in Dänisch-Westindien und in davon entfernter liegenden Meeresgebieten, wie beim „Fregatvogel“ nahe und fern des Festlandes, oder eines Taxons in sehr verschiedenen Meeren, wie beim „Hering“ in Westindien und in den nordischen Meeren. Das ist eine bis heute übliche, wenn auch nicht adäquate Methode zur Darstellung der Dispersion (WALLASCHEK 2011b: 50).

Die erfolgreiche Translokation und Etablierung von diversem „Hausungeziefer“ auf Dänisch-Westindien wie auch die Dedomestizierung einiger Haustiertaxa auf den Inseln, verbunden mit Ausbreitung und Etablierung in Teilen der Inseln, nahm bei OLDENDORP einen breiten Raum ein. Erwähnung fand auch die regelmäßige Laichmigration bei den „schwarzen Landkrabben“. Gerade aber bei diesem Taxon würden Kultivierung und Massenfang zu starker Regression führen. Das „Perrocketgen“ sei auf „St. Jan häufig“, „wo noch sehr viel Busch ist“, was wohl heißen sollte, dass der Vogel nur dort auf Dänisch-Westindien hinreichend Lebensraum finde. Auf allen anderen Inseln war das Taxon wohl infolge der Kultivierung deutlich zurückgegangen. Es wurde berichtet, dass die „grossen Schlangen“ auf den Inseln „ausgerottet“ worden seien und es nunmehr nur noch „wenig“ „kleine Schlangen“ gäbe, offenbar waren also auch die letzteren von Regression betroffen.

Bildliche Mittel zur Darstellung der Ausprägungen chorologischer Parameter in den Territorien von Zootaxa, wie z. B. Verbreitungstabelle, statistische Tabelle, Verbreitungskarte, Profil, Diagramm, wurden in OLDENDORPS „Geschichte“ nicht genutzt. So blieb es bei sprachlichen Mitteln zur Darstellung chorologisch-zoogeographischer Phänomene. OLDENDORP erfasste zwar einige davon, doch fehlte es hier ebenfalls an einer tiefergehenden theoretischen Durchdringung.

Bemerkenswert ist, dass die Wendekreise als mehr oder weniger fixe Verbreitungsgrenzen für den „Tropiker“ und die „fliegenden Fische“ angegeben worden sind, und dass das geographische Vorkommen von „Tropiker“ und „Fregatvogel“ verglichen worden ist. Bei den „Fischen“ sprach OLDENDORP von ihrer „Menge und Verschiedenheit“, womit die Individuen- und die Artenzahl gemeint waren. Bei einigen höheren Taxa redete OLDENDORP hingegen allein von ihrer „Menge“, so etwa bei „Amphibien“, „Insecten“, „Spinnen“, „Krebsen“ und „Tausendbeinen“. Dagegen wurde bei den „Würmern und Schalentieren“ nur vom Unterschied des Artenreichtums von Land und Meer gesprochen, nicht von Unterschieden in der Individuenzahl. Darin lassen sich Ansätze zur systematischen Zoogeographie sehen, doch ließ OLDENDORP keine näheren Erwägungen folgen.

In der „Geschichte“ wurde auf verschiedene trophische Beziehungen der Taxa eingegangen, so vor allem auf Prädation und Parasitismus. So müssten die „Kackerlacken“ als „so schädliches und fruchtbares Geschlecht“ „nothwendig viele Feinde haben, weil es sonst gar zu viel Schaden

thun würde“, d. h. hier hatte der Schöpfungsplan von vornherein für Einheit an einer bestimmten, wenn auch den Menschen unbekanntem Grenze gesorgt. Mithin war das Zusammenvorkommen von Taxa mit anderen Taxa in OLDENDORPs Berichten inbegriffen, aber rein beschreibend ohne jegliche Begriffsbildung. Es gab keinen Versuch zur Abgrenzung, Kennzeichnung und Benennung von Artenbündeln und zur sprach- oder bildlichen Darstellung von deren chorologischen Parametern, also zu einer zoologischen Zoogeographie.

Obwohl OLDENDORP wusste, dass „Tropiker“ und „fliegende Fische“ auf den Raum zwischen den Wendekreisen beschränkt sind, dass das Hausungeziefer ursprünglich auf unterschiedliche Kontinente begrenzt gewesen ist, und dass selbst innerhalb von Dänisch-Westindien manche Faunenunterschiede vorhanden waren, wie etwa das Auftreten von „wildem Schweinen“ auf St. Croix“, des „Flamingos“ und des „Schwarzen Kuckelos“ auf St. Thomas, unternahm er keinen Versuch zur Aufstellung von Faunengebieten. Er bemühte sich demnach nicht, Faunenregionen abzugrenzen, zu kennzeichnen, zu benennen, kartographisch darzustellen, also eine regionale Zoogeographie zu betreiben.

Inhalte der ökologischen Zoogeographie waren in OLDENDORPs „Geschichte“ vertreten. Das betraf die Bindung von Zootaxa an die Biozyklen, Biochoren und Habitate, weiter ihre Bindung an Faktorenkomplexe wie Nahrung, Gewässer und Gewässerfaktoren, Klima, Boden oder Substrate, Gesteine und Pflanzen. Der Einfluss menschlicher Tätigkeiten kam zur Sprache, so hinsichtlich der Anthropochorie von Haustieren und des Hausungeziefers, des Rückzugs und Aussterbens von Zootaxa oder des Bekämpfens von „schädlichen“ Tieren. Abgesehen von der allgemeinen Anerkennung der mosaikartigen Geschichte beschränkten sich Elemente des historischen Denkens in zoogeographischer Richtung auf die eben genannten menschlichen Tätigkeiten und deren Einfluss auf die Fauna von Dänisch-Westindien. Hinzu kommt, dass OLDENDORP erwähnte, dass Taxa wie „Madenfresser“, „kleine Schlangen“ und „Skorpione“ wegen ihres Nutzens bei der Bekämpfung von „Schädlingen“ durch die Menschen geschont würden.

Insgesamt enthielt OLDENDORPs „Geschichte“ einiges zoogeographisches Wissen. Es fanden sich vor allem Inhalte der faunistischen, chorologischen und ökologischen Zoogeographie. Die anderen Richtungen der Zoogeographie waren deutlich weniger bis kaum mit Inhalten vertreten. Generell mangelte es an theoretisch-zoogeographischen Ansätzen. Das entspricht dem Charakter der mittelalterlich-frühneuzeitlichen Epoche dieser Wissenschaft. Doch haben Leser aus der „Geschichte“ einiges über die Zootaxa einer ihnen wohl eher fremden Welt lernen können.

4 Christoph Johannes Jakob BAEGERT (1717-1772)

4.1 Einführung

Im ersten Band von ZIMMERMANNs „Geographische Geschichte“ fand sich das Zitat: „Das Pferd und der Esel. ... Eben so giebt es von beiden eine hinreichende Anzahl in Kalifornien *n*) ... *n*) Begerts Kalifornien S. 250.“ (ZIMMERMANN 1778: 178f.). Die Recherche ergab, dass es sich um das Werk „Nachrichten von der Amerikanischen Halbinsel Californien: mit einem zweyfachen Anhang falscher Nachrichten“ (kurz: „Nachrichten“) aus dem Jahr 1772 handelte. Das Buch ist anonym erschienen, wurde aber offenbar im Nachhinein mit hinreichender Genauigkeit dem Autor Christoph Johannes Jakob BAEGERT zugeordnet (BAEGERT 1772).

Christoph Johannes Jakob BAEGERT (BEGERT; 22./23.12.1717 Schlettstadt / Sélestat – 29.09.1772 Neustadt an der Haardt / Neustadt an der Weinstraße) wurde in die Familie eines Handschuhmachers geboren, habe philosophische Studien durchlaufen und sei 1736 in Mainz in den Jesuitenorden eingetreten. Von 1740 bis 1743 habe er am Kolleg in Mannheim als Lehrer gewirkt, sodann bis 1747 in Molsheim Theologie studiert. Danach sei er zum Priester geweiht worden und habe bis 1751 verschiedene Ämter in Hagenau, Bockenheim und Kassel versehen. Von 1751 bis 1767 habe er als Missionar in Kalifornien gewirkt. Nach seiner Vertreibung sei er in Spanien acht Monate gefangen gehalten worden und habe, zurück in Deutschland, ab 1770 bis zum Lebensende am Kolleg in Neustadt gewirkt. In Kalifornien habe er neben seiner Tätigkeit als Missionar landeskundliche und ethnographische Studien betrieben sowie als Erster die Sprache

der Indigenen untersucht. Sein Buch sei durch die Sachlichkeit und kritische Haltung des Autors noch heute von Wert (OEHME 1953). Zur Vermeidung von Irrtümern sei darauf hingewiesen, dass es um die „Halbinsel Californien“ ging, die zu Mexiko gehörende Halbinsel Niederkalifornien.

Es fragt sich nun, inwieweit in BAEGERTS „Nachrichten“ zoogeographisch relevante Inhalte zu finden sind. Danach wären die Fragen nach Kap. 1 zu beantworten.

4.2. Ansichten

Die „Nachrichten“ führten ein Inhaltsverzeichnis, aus dem die Gliederung des Werkes in „drey Theile“ hervorging: „Erster Theil. Von Californien an sich selbst, dessen Eigenschaften, Witterung und Früchten.“, darunter die Kapitel „§. VII. Von den vierfüßigen Thieren, Fische und Vögeln.“, „§. VIII. Von dem Ungeziefer.“; „Zweyter Theil. Von den Einwohnern in Californien.“; „Dritter Theil. Von Ankunft der Spanier, Einführung des Christenthums, den Mißionen und andern darzu gehörigen Dingen in Californien.“ (BAEGERT 1772: Inhalt).

Eingangs der undatierten „Vorrede“ der „Nachrichten“ meinte BAEGERT, dass es sich eigentlich gar nicht lohne, über Land und Leute „Californiens“ zu schreiben, doch wolle er die vielen falschen Berichte über diese Gegend korrigieren, darunter die über dessen vermeintlichen Reichtum, und der verständlichen Wissbegier seiner Landsleute über ihnen fremde Länder nachkommen, wobei er nicht vergaß, Seitenhiebe auf die mangelnde Wahrheitsliebe geographischer Autoren wie auf die Sensationslust der Leserschaft zu verteilen:

„Es ist ein so schlechtes Weesen um Californien, dass es der Mühe nicht Werth ist, die Feder ansetzen und etwas davon schreiben. Von armseligem Geheck, eitel Dornbüschen und kahlen Felsen, von Stein- und Sandhäufen ohne Wasser und Holz; von einer Hand voll Leute, welche außer der Gestalt und Fähigkeit zu denken von dem Viehe nichts unterscheidet, was soll, oder was kann man viel sagen? jedoch weil Californien kein kleiner Theil der neuen Welt ist, von welcher man in der alten will Nachrichten haben; weil alle heutige Erd- und Welt-Beschreiber davon Meldung thun, und keiner die Wahrheit sagt; weil dasselbe vor kurzem, so wohl in Mexiko als zu Madrit, ein großes Geschrey wegen eingebildetem Reichthum erweckt hat ...; und endlich, weil man in Europa mit nicht weniger Begierd von der Armuth und von dem Elend, als von dem Ueberfluß und Reichthum weit entfernter Ländern, von der Dummheit und viehischen Lebensart, also von der Geschicklichkeit und Polizey über Meer gelegner Völkern erzählen höret und lieset, so hab ich mich entschlossen, dem Verlangen guter Freunden und anderer ansehnlichen Personen zu willfahren, und durch eine kurze Beschreibung des Lands und anderer dazu gehörigen Dingen, so wohl dem nicht sträflichen Vorwitz des Publici ein Genügen zu leisten, als auch die Unwahrheiten und Verleumdungen einiger Schriftstellern zu widerlegen.“ (BAEGERT 1772: Vorrede).

Die Grundlage für den Wahrheitsgehalt seines Buches sah BAEGERT in eigenen Erfahrungen und Wanderungen durch das Land, zudem in der Verarbeitung der Berichte von ebenfalls langjährig hier lebenden europäisch-stämmigen Menschen:

„Ich kann es ohne Beschweruß thun, weil das Looß vor diesem auf mich gefallen, siebenzehnen Jahr in Californien zu leben. In dieser Zeit bin ich darinn über achtzig Stund weit der Länge nach herumgewandert, hab beyde Meer-Ufer mehrmal besichtigt und mit anderen mich öfters besprochen, welche mehr als dreyßig Jahr daselbst haben zugebracht, und mehr als einmal (so weit das Land entdeckt ist) von einem End bis zum andern dasselbe durchstrichen, oder welche in verschiedenen dessen Gegenden gegen Süden, gegen Norden und in der Mitte eine geraume Zeit darinn gewohnt haben.“ (BAEGERT 1772: Vorrede).

Zwar sprach BAEGERT in der „Vorrede“ der „Nachrichten“ über die Mission als Grund seines Aufenthalts in „Californien“, doch kam ein direkter Bezug auf Gott allein in der Feststellung, dass „es dem Schöpfer nicht gefallen“ habe, „große Natur-Wunder“ „darinn zu setzen“. Allerdings gedachte BAEGERT, sein Werk nicht nur zur Beschreibung eines in Europa unbekanntes Landes, sondern auch für die religiöse Erbauung seiner Leser einzusetzen. Er konnte nicht anders, als seinen Glauben an einen persönlichen, jederzeit überall persönlich aktiven Gott kundzutun:

„Ich lasse hier und da eine kurze Sittenlehr mit unterlaufen, wie dieselbe unter dem Schreiben mir zu Sinn gekommen. Wann dieses gegen mein Vorhaben zu seyn jemand wollt scheinen, welches allein Nachrichten verspricht, so ist es doch nicht gegen meinen Stand und Profeßion.“ (BAEGERT 1772: Vorrede).

Der „Nachrichten“ „Zweyter Theil. Von den Einwohnern in Californien.“ (BAEGERT 1772: 89ff.) waren Kupfertafeln vorangesetzt. Die erste zeigte „Ein Califonier.“, d. h. einen indigenen Mann mit Pfeil und Bogen sowie Jagdbeute in der Hand. Die zweite „Eine Californierin.“ bildete eine indigene Frau mit Kleinkind auf den Schultern und einem mit Früchten gefüllten Netz in der Hand ab. Beide Kupfer verzichteten vollkommen auf reißerische oder unvorteilhafte Effekte bei der Darstellung der Menschen. Diese wurden aber unübersehbar in die raue Natur „Californiens“ als ihre Umwelt gestellt. Die sich anschließende Beschreibung von „Gestalt und Farbe“ der Indigenen durch BAEGERT (1772: 89f.) erfolgte ohne jede herabsetzende Wortwahl und ohne Verknüpfung mit geistigen und kulturellen Eigenschaften.

Die freie und naturgemäße Lebensweise der „Californier“ kollidierte offenbar auf Schritt und Tritt mit BAEGERTS europäisch-christlichen Vorstellungen von einer tugendhaften Lebensweise. Daher fiel die Kennzeichnung der geistigen und kulturellen Eigenschaften der „Californier“ verheerend aus. Doch glaubte BAEGERT, dass man deren Kinder nur nach europäisch-christlichen Maßstäben zu erziehen brauche, um tüchtige Menschen aus ihnen zu machen. Dass man so die indigenen Völker zerrütten würde, störte ihn angesichts seines eingebildet-hehren Zieles nicht. Dabei ging es in Wirklichkeit doch nur um die Herstellung arbeitswilliger und gehorsamer Untertanen für die spanische Krone (BAEGERT 1772: 345). Später zeigten die kanadischen „Residential Schools“ und die US-„American Indian Boarding Schools“ ihre furchtbaren Wirkungen auf die indigenen Kinder und die indigenen Völker Amerikas:

„Ueberhaupt mag von den Californiern gesagt werden, daß sie dumm, ungeschickt, grob, unsäuberlich, unverschämt, undankbar, verlogen, verstohlen, stinkfaul, große Schwätzer und bis ins Grab, was den Verstand und ihre Beschäftigungen angeht, gleichsam Kinder seynd. Daß sie Leute seynd ohne Rath, sorglos, ohne Nachdenken und ohn Ueberlegung; Leute, die sich selbst in nichts Gewalt anthun, und in allem ihrem natürlichen Trieb, gleich dem Viehe folgen. Nichts desto weniger seynd sie, und alle übrige Amerikaner, Menschen und wahre Adamskinder, wie wir, ... Sie haben Vernunft und Verstand so gut, als andere Leute, und ich halte dafür, daß, wann ... sie in ihrer Kindheit, die Knäblein in Seminaria oder Collegia, und die Mägdlein in Jungfrauenklöster, nach Europa geschickt würden, sie würden es in Sitten, Tugend, allen Künsten und Wissenschaften so weit, als die Europäer bringen.“ (BAEGERT 1772: 145f.).

Dem gelernten Untertanen BAEGERT war es offensichtlich ein Graus, dass die Indigenen keine Regierung und Religion kannten, jedenfalls in keiner ihm bekannten Form. Den tiefsten Grund für die Existenz dieser Institutionen in der „zivilisierten“ Welt, den ungleich verteilten Besitz, führte er offenherzig auf, nur um die Indigenen ob dessen Fehlens und des daraus folgenden Mangels von Herrschaft über die Mitmenschen als „wilde Schweine“ zu titulieren, andernorts als „wildes unmenschliches Volk“ und „Halbmenschen“ (BAEGERT 1772: 251, 258). Vergessen war aus abgrundtiefem Hass auf „Freydenker“, „Materialisten“ und „Atheisten“ die Rede von den „Californiern“ als „Menschen und wahre Adamskinder“. Das förmliche Erzittern BAEGERTS ob des Gedankens, dass er einstens von niemandem einen Befehl erhalten könnte und vor niemandem auf die Knie sinken müsste, wirkt zugleich tragisch und komisch:

„Hier wär es Zeit und der Ort, von der californischen Regierungsform und Religion, ehe die Californier seynd Christen geworden, das gehörige zu melden. Ich weiß aber von beyden diesen Stücken nichts anders zu sagen, als daß sie ... keine Obrigkeit, keine Polizey, keine Gesetze; keine Götzen, keine Tempel, kein Gottesdienst, keine Ceremonien, noch etwas dergleichen gehabt ... Und zwar, was soll da für eine Obrigkeit, was für ein Regiment seyñ können, wo alle einander gleich seyñd, wo keiner mehr hat noch haben kann, als der ander, und wo alle ins gesammt gar nichts, außer ihrem Leib, ihrer Seel und schwarzbraunen Haut, besitzen? ... Es stellten ihre Völkerschaften nichts weniger vor, als eine Gemeinde oder ein gemeines Wesen; vielmehr stellten sie vor eine Troupe wilder Schweine, deren ein jedes hinlaufft und grunzet, wann, wohin und wie es will, welche heut beysammen seyñd, morgen aus einander, und einen anderen Tag ohngefehr wieder zusammen laufen, ohne Befehl und ohne Befehlshaber, ohne Haupt und ohne allen Gehorsam. Mit einem Wort, sie lebten, als wann sie Freydenker ... und Materialisten gewesen wären. Wo aber kein Obergewalt ist, da scheineth es, daß auch keine Religion bestehen könne, als welche Gesätze und deren Handhabung erfordert. Welches wohl die Ursach seyñ mag, warum unsere heutige Schwärmer und Atheisten, sich nicht minder Feinde aller Herrschaft und alles Obergewalts, als aller Religion bekennen; daß sie nicht weniger die Majestät lästern, als Gespött mit allem Gottesdienst treiben; und daß sie es gern dahin gebracht säheten, daß alles in Europa, wie in Californien, gleiches Standes wäre, und anstatt der Königreichen californische Republiken errichtet würden.“ (BAEGERT 1772: 168ff.).

Das insgesamt verheerende Urteil BAEGERTs über die „Californier“ kann nicht als Folge eines bei ihm ausgeprägten Rassismus interpretiert werden, da die dafür typische Diskriminierung von Menschen schon allein aufgrund der äußeren biologischen Körpermerkmale fehlte und keine Verknüpfung der letzteren mit den geistigen und kulturellen Merkmalen erfolgte. Allerdings stellte BAEGERT die beiden letzteren Merkmalskomplexe schwer mit Dünkeln behaftet und solcherart beide verquickend dar. Deswegen stand er der Gruppe von Naturforschern des 18. Jahrhunderts näher, welche eine dünnkelhaft bewertende Verknüpfung körperlicher, geistiger und kultureller Merkmale bei Menschengruppen betrieb, als der entsprechenden Gruppe, die solches Tun vermied (WALLASCHEK 2019e: 53, 2019f: 60, 2020a: 58, 2020c: 59, 2021e: 53ff., 2023d: 36).

Einem konkreten System der Natur folgte die Behandlung der Tiere in den „Nachrichten“ nicht. Nicht einmal bei den Wirbeltiergruppen wurde die übliche Abfolge „Vierfüßer“, Vögel, „Amphibien“ und „Fische“ eingehalten. Im Kapitel vom „Ungeziefer“ wurden dann die verschiedensten Zootaxa vollkommen ungeordnet abgehandelt. BAEGERT nutzte lediglich altüberkommene Trivialnamen für Tiergruppen und „Arten“. Bei weitem nicht alle Zootaxa, die durch BAEGERT für „Californien“ aufgezählt worden sind, waren „Arten“. Nicht selten handelte sich um höhere Taxa oder wurden nur wenige „Art“-Beispiele für sie beigebracht. Als Bezeichnungen für taxonomische Kategorien dienten „Gattung“ (im Sinne von „Art“) und „Art“ (auch im logischen Sinn) (BAEGERT 1772: 61, 70).

4.3 Anthropogeographie

In Bezug auf die „Anzahl der Californiern“ stellte BAEGERT (1772: 91ff.) einen Zusammenhang zwischen der Unfruchtbarkeit des Landes und der Anzahl der indigenen Menschen her, wobei letztere zudem stetig zurückgehe. In der Art, in der BAEGERT über den Wert dieser Menschen für ihr Land und die Welt sprach, deutete sich ein nicht geringer kultureller Chauvinismus an, der aber eigentlich im Widerspruch zu seiner Mission stand, nach Gottes Vorbild (BAEGERT 1772: 115) alle Seelen für wichtig zu erachten und zu retten; auch Nächstenliebe spricht nicht so:

„In einem so armseligen unfruchtbaren Land, als Californien ist, kann die Anzahl der Einwohner freylich nicht gros seyn, und es würden sicherlich fast alle in gar wenig Tügen vor Hunger draufgehen, wann es, wie die mehreste Provinzen von Europa, bevölkert wäre. Es seynd also deren Californier sehr wenig, und in Ansehung der Größe des Landes eben so viel, als wann ihrer gar keine wären : und dennoch nehmen sie noch jährlich ab. Es Verspielt aber die Welt hiedurch wenig, und verliehret gar nichts von ihrem Glanz.“ (BAEGERT 1772: 91).

BAEGERT äußerte sich konkret zur Anzahl der „Californier“ vor der Ankunft der Spanier und zur Zeit seiner Mission in „Californien“. Darüber hinaus bewertete er sowohl die geringe Dichte wie die Regression der Indigenen als für ganz Amerika charakteristisch:

„Man reiset hie und dort drey, vier und mehr Täge, ohne einer menschlichen Gestalt ansichtig zu werden, und ich glaub nicht, daß die Californier vor Ankunft der Spanier, über vierzig oder fünfzig tausend Köpfe, von dem Vorgebirg St. Lucas, bis an den Rio Colorado, sich jemal beloffen haben: Gewiß ist, daß im Jahr 1767. in fünfzehn, das ist, in allen Mißionen, und von dem 22. bis an den 31. Grad, nur zwölf tausend gezählt worden. Es ist aber diese so geringe Zahl der Einwohnern, und deren jährliche Verminderung, Californien nicht eigenthümlich, oder in Californien etwas besonders. Beydes ist dem ganzen Amerika gemein.“ (BAEGERT 1772: 91).

Als Ursachen der Armut an Menschen und ihrer Regression in ganz Amerika nannte BAEGERT wie für „Californien“ zuerst die Unfruchtbarkeit des Landes schon seit Beginn an, aber noch mehr heute, wobei er sich merkwürdigerweise die Frage nicht stellte, welchen Zweck Gott damit verfolgt haben könnte und wieso sich die „Einöde“ weiter vertiefe. Des Weiteren nannte er dann noch den „Lebenswandel“ und die „beständigen Kriege“ der Indigenen, wobei er sich nicht fragte, weshalb es ihnen vormals dennoch gelungen ist, den ganzen Doppelkontinent wie auch ganz „Californien“ zu besiedeln, letzteres noch dazu in größerer Anzahl als zu seiner eigenen Zeit. Weshalb die indigene Bevölkerung erst nach der „Erfindung“ Amerikas, also nach Beginn des europäischen Kolonialismus, abnahm, konnte er sich nicht erklären, zumal auch die nicht unter europäischer Herrschaft stehenden Gruppen zurückgehen würden:

„Es ist nämlich Amerika (die Gegend von Mexico und etliche andere ausgenommen) gegen Deutschland und Frankreich gerechnet, schon bey dessen Erfindung gleichsam eine Einöde gewesen, heutiges Tags ist es noch mehr eine solche.“ (BAEGERT 1772: 92).

„Die Ursachen einer so schlechten Bevölkerung zu allen Zeiten in Amerika, lassen sich aus dem Lebenswandel, und aus den beständigen Kriegen der Amerikanern unter sich leicht abnehmen; warum aber noch über das, nach Erfindung des vierten Welt-Theils, dessen Einwohner so sehr bis anhero geschmolzen seynd, und noch täglich schmelzen; auch in jenen Provinzen, von welchen die Europäer sich noch nicht Meister gemacht hatten, oder weder jetzt Meister seynd; wie nicht weniger auch in denen, in welchen die Amerikaner nicht das mindeste gekränkert, in dem völligen Besitz ihrer gänzlichen Freyheit beständig verblieben seynd, wie ... von Cánada und Lousiána ... beydes bezeuget, und ich von Californien Zeug bin, dieses lasse ich anderen zu rathen über ...“ (BAEGERT 1772: 94f.).

Es stellte sich dann sehr wohl heraus, dass es konkrete Gründe des Rückgangs der „Californier“ gab und dass diese mit der spanischen Herrschaft zusammenhingen. Die „Californier“ lebten eben keineswegs mehr in „gänzlicher Freyheit“, wie BAEGERT behauptet hatte. So gab es anfangs und auch noch bis 1750 „kleine Kriege und Aufständ der Californiern“ gegen die Missionen, die blutig niedergeschlagen wurden (BAEGERT 1772: 207, 258f., 269ff.). Es gelang den Besatzern, die im Wesentlichen aus den Missionaren und unter ihrem Befehl stehenden Soldaten bestanden, die „Californier“-Gruppen den ihnen zunächstgelegenen Missionen zuzuordnen, wobei dort die Strafgerichtsbarkeit, nach europäischen Maßstäben und durch die spanischen Soldaten, über sie ausgeübt wurde (BAEGERT 1772: 135, 142, 150, 167f., 176, 260f.). Ihre eigenen Gesänge, Tänze und Kulte wurden verboten (BAEGERT 1772: 164f., 165f.). Die Indigenen mussten monatlich eine Woche, manche dauerhaft, alle aber zu Festtagen in der Mission lagern, um Arbeiten für die Mission auszuführen und um die Kinder zur Christenlehre zu bringen (BAEGERT 1772: 103f., 136, 151f., 172, 223f., 225). BAEGERT (1772: 97) sprach dann davon, dass „Seuchen“ und „allgemeine Krankheiten“ „nicht selten einreissen“. Mithin dürften autochthone wie allochthone, insbesondere europäische Krankheiten schnell ihre Opfer in den, in höherer Dichte als zuvor landesüblich, an den Missionen lagernden Indigenen gefunden haben. So wären „die Blattern“ für sie „wie die stärkste Pest, ansteckend“ und hätten sie in einer kleinen Mission im Jahr 1763 „in drey Monaten über hundert Californiern“ „das Leben gekostet“: Noch größere Opfer seien nur deshalb vermieden worden, weil die Indigenen, „als sie das Anstecken gemerkt, sich aus dem Staub gemacht, und von dem Lazaret weit genug sich entfernt“ hätten (BAEGERT 1772: 139). Des Weiteren versuchte die Kirche, die monogame Ehe durchzusetzen und die vormaligen offenen Treffen und Feste aneinander angrenzender Völker zu unterbinden (BAEGERT 1772: 128ff.), was die Fruchtbarkeit und Lebensfreude der „Californier“ offenbar nicht förderte. Jedenfalls klagte BAEGERT (1772: 132) über eine geringe Geburtenzahl der „Californierinnen“ und eine hohe Kindersterblichkeit.

Dass die Aufstände der „Californier“ den Charakter von Befreiungskämpfen hatten, und dass die Aufständischen sehr genau in den Missionaren das Haupthindernis ihrer Freiheit erkannt hatten, räumte BAEGERT ohne Umschweife ein, doch zeigte er keinerlei Verständnis dafür, dass die Indigenen ihre hergebrachte Lebensweise ohne Eingriffe durch die Besatzer praktizieren wollten. Die direkten und indirekten Folgen dieser Befreiungskämpfe sowie die offenbar durch die Europäer eingeschleppten Infektionskrankheiten wirkten verheerend auf die Volksgröße, wobei BAEGERT (1772: 277) dieses selbstredend als göttliches und menschliches Strafgericht darstellte:

„Die Rädelsführer und Hauptanschürer der Rebellion waren zwey, ... welche das ganze Volk unter der Hand und in der Stille aufwickelten. Das Ziel und End war, die drey Priester erschlagen, alle Zeichen und Merkmaal des Christenthums, welches sie von zehen Jahren her grösten theils hatten angenommen, vertilgen, und wie vorhin, ohn alle Forcht und Wiederrede, in aller Frey- und Ausgelassenheit wiederum leben.“ (BAEGERT 1772: 271).

„Dann alle südliche Nationen, welche bey Anfang der Aufruhr auf 4000. Köpfe sich beliefen, seynd theils durch Krieg, mit dem sie von der californischen und ausländischen Militz überzogen wurden, theils durch die unter ihnen selbst entstandene Zwispalten, absonderlich aber durch häßliche Krankheiten und Geschwäre bis auf 400. herunter gekommen und geschmolzen. Unter diesen 400. selbst seynd wenige heut zu Tag, die von der allgemeinen Seuche frey, und eines gesunden Leibs zu seyñ sich rühmen dürfen.“ (BAEGERT 1772: 278).

Trotz der geringen Anzahl der „Californier“ seien diese in viele Gruppen geteilt:

„So gering nun diese Anzahl ist, und wie ein kleinen Theil der Erdwohner die Californier ausmachen, so seynd sie doch in ungemein viele Völkerschaften, Zünfte, Nationen und Zungen eingetheilet. ... Ich zählte unter den Meinigen, *Paurus*, *Atschémes*, *Mitschirikutamáis*, *Mitschiririkuteurus*, *Mitschirikutaruanajéres*, *Teackwás*, *Teenguábebes*, *Utschis*, *Ikas*, *Anjukwáres*, *Utschipujes*: lauter verschiedene Völklein, aber kein halb tausend Californier.“ (BAEGERT 1772: 95f.).

Obwohl BAEGER (1772: 96f.) schrieb, dass „ein jeder Californier, ein jede Zunft und Völkerschaft“ „ihr Vatterland“ hätte, „also daß sie sich keineswegs auf fünfzig und mehr Stunden weit von ihrem Geburtsort entführen ließen“, unterließ er es leider, die Lage der „Vatterländer“ dieser räumlich offenbar recht gut von einander abgegrenzten Gruppen näher zu beschreiben.

Über die Herkunft der „Californier“ hatte sich BAEGER eine Meinung erarbeitet, die allerdings die Möglichkeit einer direkten Schöpfung vor Ort durch Gott gar nicht erst aufwarf, aber auch die Frage nach der „post-sündfluthlichen“ Entstehung dieser Völker in Eurasien und ihres Übergangs nach Amerika ausließ, sich demnach allein auf die Frage der ersten Besiedelung der Halbinsel Niederkalifornien, die also nach ihrer Schöpfung als menschenleer gedacht wurde, konzentrierte. Diesen Vorgang vermochte sich BAEGER entsprechend seines durch Besitzansprüche, Gewalt und Herrschaft in der Feudalgesellschaft geprägten Weltbildes allein als Folge von Kleinkriegen und Vertreibung zwischen den Indigenen vorzustellen, keinesfalls als friedliche Translokation von Völkern aus der Umgebung und deren anschließende dauerhafte Etablierung, verbunden mit regionaler Adaptation und Diversifizierung:

„Jetzt ist noch übrig, meine Meinung über das zu erklären, woher nämlich und mit welcher Gelegenheit die Californier in dieses edle Land mögen gekommen seyn. Es hat dieses von verschiedenen Orten her, und auf verschiedene Weis geschehen können; aus eigener Willkuhr, durch einen Zufall, und aus Noth. Daß aber Leute von freyen Stücken ... in Californien seyen übergangen, kommt mir schwer, ja unmöglich vor zu glauben. ... wie soll es dann glaublich seyn, daß jemand aus ganz freyem Willen, zwischen so unfruchtbaren und trockenen Felsen, sein Tabernakel aufzuschlagen, sich entschlossen habe? Von der andern Seit des californischen Meers, nemlich aus *Cinalóa* und *Sonóra*, ist nicht unmöglich, daß die erste Inwohner über Meer durch einen Zufall nach Californien gelangt seyen; allein, so viel mir bewußt, ist die Schifffahrt auf selbiger Küste, nimmer unter den Indianer in Uebung gewesen, wie sie auch heut zu Tag noch nicht ist ... Aus der Pimerie, welche das letzte Land, Californien über gegen Norden ist, wäre der Uebergang zu Land nach übersetztem *Rio Colorado*, oder die Ueberfahrt zu Wasser (als woselbst das Meer ziemlich enge, und voll Inseln ist) leichter gewesen ... Ich mein aber, wann diese Pimeristen ... nach dem eingenommenen Augenschein des californischen Elendes, den Ruckweeg gar bald wieder gesucht, und auch würden gefunden haben. Bleibet also der einzige Nothzwang übrig ... Schier alle benachbarte Völker in Amerika, welche nicht unter europäischer Bottmäßigkeit stehen, ligen einander fast ohne Unterlaß in den Haaren, und ist oft des Kriegens ... kein Ende. ... Diesemnach ist meine Meinung, daß die erste Californier, von ihren Feinden verfolgt, von Norden in diese Halbinsel zu Fuße gekommen seynd, und in Californien eine sichere Wohnung gesucht haben.“ (BAEGER 1772: 97ff.).

4.4 Zoogeographie

An nicht wenigen Stellen erzählte BAEGER (1772) von eigenen Beobachtungen und Erlebnissen mit kalifornischen Tieren oder gab entsprechende Berichte von Gewährsleuten wieder. Zuweilen zog BAEGER auch die Reise- und Fachliteratur heran. Dass man für genaue Beobachtungen an Tieren das „Vergrößerungs-Glas“ benutzen kann, wusste er, doch ging aus der Stelle nicht genau hervor, ob er es auch selbst anwendete (BAEGER 1772: 67). Jedenfalls betrieb er Faunen- und Quellen-Exploration mit Datensicherung.

Es folgen ausgewählte Beispiele mit zoogeographisch relevanten Angaben zu einzelnen Taxa:

„... doch halten sich in allen [Flüssen] Krokodillen von merklicher Größe auf ... Ich hab verschiedene gesehen.“ (BAEGER 1772: 2f.).

„In einem Land ohne Flüsse, ohne See und Bäche, ohne Wald, Grüne und Schatten, ohne Wiesen und Gras, wie viel Wildpret, Vögl und Fische können da ihren Aufenthalt suchen, und ihre Nahrung finden?“ (BAEGER 1772: 58).

„... daß in etlichen ... californischen Wasserlein, etliche Schminzen und Schneiderfischlein herumschwimmen.“ (BAEGER 1772: 59).

„Das friedsame, oder Californien gegen Niedergang gelegene Meer, ist fischreich; nicht also, der Meerbusen von Californien selbst, die Gegend bey Molegé, oder St. Rosalia, ausgenommen ...“ (BAEGER 1772: 60).

„Außer allem Zweifel aber ist es, daß man ein oder zwey Täg nach einander in Californien reisen kann, ohne einen Vogl, wann es nicht vielleicht ein unflätiger Raab oder Geyer ist, zu sehen, oder dessen Stimm zu hören. Dennoch gibt es deren etliche.“ (BAEGER 1772: 60f.).

„In einigen Sümpfen halten sich Wasserenten auf Dann und wann lasset sich auch eine Gattung Schwalben in kleiner Anzahl sehen: ich glaube, sie seynd Ausländer, und kommen nur nach Californien auf den Jahrmarkt, weil man sonst das ganze Jahr sie müste sehen, als in einem Land, wo ein ewiger Sommer regieret.“ (BAEGERT 1772: 61).

„Die vierfüßige wilde Thiere in Californien seynd Hirsche, Haasen, Königlein, Füchs, Cojotes, wilde Katzen, Leoparden, Onzas und wilde Widder. Von allen diesen gibt es etwas, von den ersteren zwar ziemlich viel, aber wenig von den vier letzteren.“ (BAEGERT 1772: 62).

„Wo das Gebirge, welches durch ganz Californien von Süden gegen Norden laufet, merklich höher ist, findet man unseren Widdern ganz gleiche Thiere Ihre Anzahl kann nicht gros seyn, weil ich keines, noch den Pelz von einem bey den Indianern, jemal gesehen hab, viele aber von Leoparden, und von Onzas.“ (BAEGERT 1772: 64).

„Letztlich gibt es noch, sowohl in Californien, als in anderen Provinzen von Amerika, ein gar feines Thierlein, an Gestalt dem Eichhörnlein nicht viel ungleich, und Sorillo genannt, aber ... von einem so pestilenzischen überriechenden Urin, daß einem in dem Zimmer, wo es ihn aus Angst lasset, wann man es verjagen will, der Athem aus- und nach einem Monat noch ein Rest des höllischen Gestankes überbleibet.“ (BAEGERT 1772: 64).

„Von dem Ungeziefer in Californien. Unter dieses seynd zu zählen die Schlangen, Scorpionen, Hundertfüße, greuliche Spinnen, Krotten, Fledermäuse, Wespen, Ameisen und Heuschrecken. Von den ersten zählet man in Californien bey zwanzigerley Gattungen, und werden deren viele tausend in dem Magen der Californier, in einem jeden Jahr begraben.“ (BAEGERT 1772: 66).

„Ich werd die Wahrheit nicht sparen, wann ich versichere, daß ich in einem nagelneuen, von Stein und Kalch aufgeführten Haus in dreyzehn Jahren, mehr als ein halb tausend Scorpionen getödtet hab: ein solcher Ueberfluß solcher schöner Thierlein, gibt es in etlichen Gegenden in Californien.“ (BAEGERT 1772: 69).

„... die Hundertfüße ... Einstens fand ich aus den längsten einen in dem Beth, eben als ich mich hinein wollt legen: und ein andermal einen anderen nicht kürzeren zwischen Rock und Hembd.“ (BAEGERT 1772: 69f.).

„... eine Art von Spinnen, *tarántulas* ... Ihr Aufenthalt, ist das Feld; doch haben mir auch etliche in meinem Haus, und ordinari Wohnzimmer, zu schaffen gegeben ...“ (BAEGERT 1772: 70f.).

„Krotten gibt es das ganze Jahr, und kann man alle Tage eine Visite von Ihnen, in seinem Haus gewärtig seyn. In dem Sommer und zur Regenzeit, kommen sie mehr und häufiger zum Vorschein. Es hupfte deren ein halb Dutzend an einem Morgen, da es den Abend zuvor geregnet hatte, in meinem Schlafzimmer herum, als ich aufstund ...“ (BAEGERT 1772: 71).

„Die Fledermäuse haben in Californien überall freyen Zutritt, indem man wegen der Hitze, Thür und Fenster bis zu dem Schlafengehen, schier das ganze Jahr muß offen stehen lassen. In den Kirchen und Häusern (wann diese mit Stroh, wie die mehrste, gedeckt seynd) finden sie sich hundertweis ein, wann die Mißion die Berge allzu nah hat.“ (BAEGERT 1772: 72).

„Unter den vielen Wespen (deren eine jede Gattung ihre Wohnungen, absonderlich aus Koth, anderst zu bauen pflegt, und mit denselben Häuser und Kirchen, wie auch Truhen und Kisten, wann sie nur einen Eingang finden, von innen voll schmieren) ...“ (BAEGERT 1772: 72).

„Die Ameisen (von welchen alles wimmelt ...) fallen einem auch zu gewissen Zeiten sehr beschwerlich, indem sie das Haus anfüllen, und keine Eß-Waar unberührt lassen.“ (BAEGERT 1772: 73).

„Schließlich wird Californien mit der Heuschrecken-Plage gar oft heimgesucht. ... Sie kommen allzeit aus dem südlichen letzten Theil Californiens (allwo sie eine ewige Brut zu haben scheinen) und nehmen ihren Zug gegen Norden.“ (BAEGERT 1772: 73f.).

„Die californische Perlen-Fischerey bestehet also in dem, daß alle Jahr im Sommer acht, sechs oder zwölf arme Spanier ... in kleinen Nachen oder Schiffelein auf dem californischen Gestatte ankommen ... Die Fischer lassen sich an Stricken ins Meer hinab, klauben zusammen, reissen vom Grund und von den Felsen ab die Muschlen oder Perlenmutter, die sie finden, werfen dieselbe in einen Sack, und ... fahren sie wieder mit der Beute ... gegen Himmel, und leeren ihren Kram, oder ... Schatz aus. Die Muschlen ... Die mehreste seynd leer ...“ (BAEGERT 1772: 75f.).

„Das andere, worauf man in den californischen Mißionen ... muste bedacht seyn, und ohne welches sie nicht könnten bestehen, war die Viehzucht. Deswegen wurden gleich in den ersten Jahren [Beginn der Mission im Jahr 1697; BAEGERT 1772: 200] Pferd und Esel, Kühe und Ochsen, Geisen und Schaf dahin gebracht.“ (BAEGERT 1772: 245).

„Von Schweinen war kaum ein Dutzet im ganzen Land, vielleicht, weil sie darinn nicht wühlen und sich im Koth nicht viel welzen können, als wo alles hart und ganz trocken ist.“ (BAEGERT 1772: 247).

Für einzelne Zootaxa wurden Vorkommen außerhalb „Californiens“ genannt, nur für wenige auch konkrete Fundorte innerhalb dieses Landes, das in der Dimension von Meeren, Meeresküsten,

Landesteilen, Gebirgen und Flüssen. Für die meisten, aber bei weitem nicht für alle Zootaxa wurden Lebensräume in „Californien“ angegeben, doch dürfte deren Aufzählung jeweils kaum vollständig gewesen sein. Immerhin wurden alle Zootaxa „Californien“ zugeordnet. Der im Werk durch BAEGERT benutzte Terminus „Aufenthalt“ meinte immer den Lebensraum, wurde aber nicht definiert, was eine begrifflich-theoretische Schwäche darstellt.

Für keines der Zootaxa wurde eine konkrete Fundzeit genannt. Zwar könnte für alle Taxa der Zeitraum von BAEGERTS Aufenthalt in „Californien“ eingesetzt werden, doch ist es unklar, inwieweit die Angaben über das Vorkommen tatsächlich nur aus dieser Zeitspanne stammten oder ob nicht doch Angaben von Gewährsleuten aus früheren Zeiten dabei waren. Insofern ist das Vorliegen faunistischer Daten fraglich. Systematisch-taxonomische Probleme waren aus den Texten BAEGERTS ersichtlich (Kap. 4.2). Die Haustiere wurden nicht, wie in einer naturhistorischen Schrift erwartet werden könnte, an ihre Stelle ins System gesetzt und dargestellt, sondern in einem eigenen Kapitel über das „zahme Viehe“ in „Californien“ abgehandelt. Der Grund war wohl, dass BAEGERT im „ersten Theil“ der „Nachrichten“ „Californien an sich selbst“, also die Natur des Landes vor Ankunft der Europäer, beschrieb; die Haustiere gehörten dann in den „dritten Theil“.

Falls man bereit wäre, die gesamte Halbinsel Niederkalifornien als ein Fundgebiet anzuerkennen, ferner die Zeitspanne für den Aufenthalt BAEGERTS als Fundzeit für alle Taxa zu akzeptieren, des Weiteren nur die systematisch-taxonomisch sicheren „Arten“ einzubeziehen und alle Haustiere wegzulassen, könnte man wahrscheinlich eine aber nur sehr kurze Faunenliste für das Gebiet extrahieren. Mangels mehr als eines Fundortes könnte aber für kein Taxon ein Fundortkatalog entnommen werden, auch kein Prä-Fundortkatalog. Sicherlich wäre die Erstellung einer Prä-Faunenliste möglich, wobei auch hierfür die systematisch-taxonomischen Probleme zu beachten wären. Aufgrund aller dieser Unsicherheiten stellen die „Nachrichten“ keine Fauna dar. Die „Nachrichten“ waren aber ein Beitrag zur regionalen Naturgeschichte mit nutzungsorientierten, bionomischen und systematisch-taxonomischen Inhalten.

In den „Nachrichten“ fielen zoogeographisch relevante Inhalte an, die für die Zoogeographie bei Bedarf nutzbar werden konnten. Zu erkennen ist ein gewisses, aber doch sehr begrenztes Verständnis für die Bedeutung der Darstellung des räumlichen Vorkommens von Zootaxa, nicht aber des zeitlichen, wofür spricht, dass der Fundzeitraum 1751-1767 bei BAEGERT keine Rolle spielte. Bemerkenswert war die Trennung von wildlebenden und Haustieren, doch folgte das nicht einer zoogeographischen, sondern einer chronologischen Logik. Die theoretische Durchdringung der faunistischen Inhalte der „Nachrichten“ lag ihm fern.

Definitionen der chorologischen Parameter Ausbreitung (Extension), Verbreitung (Distribution), Verteilung (Dispersion) und Rückzug (Regression) fanden sich in BAEGERTS „Nachrichten“ nicht. Schon die Termini fehlten. Vor allem in anthropogeographischen Zusammenhängen kamen aber für die Extension die Ausdrücke „übergehen“ „überfahren“, „dahin gebracht“, für die Regression die Worte „abnehmen“, „vermindern“, „schmelzen“, „herunterkommen“ zur Anwendung, für die Migration auch der Ausdruck „einen Zug nehmen“. Die Horizontalverbreitung wurde mangels mehr als eines Fundortes eigentlich für kein Zootaxon „Californiens“ beschrieben, höchstens beim „Krokodill“ durch die Bindung an Flüsse und beim „wilden Widder“ durch die Bindung an das Gebirge angedeutet. Die Zuordnung aller Zootaxa zu „Californien“ stellte immerhin einen Beitrag zur Kenntnis ihrer Verbreitung dar. Die Vertikalverbreitung von Zootaxa wurde durch Vorkommen auf Gebirgen, wie beim „wilden Widder“, über und unter der Wasseroberfläche, wie beim „Krokodill“, oder an Felsen unter der Meeresoberfläche, wie bei der „Perlenmutter“, angedeutet. Eine Klassifizierung oder Quantifizierung der Distribution fand in den „Nachrichten“ nicht statt.

Die „Schwalben“ wurden als „Ausländer“ in „Californien“ bezeichnet, da sie nur kurze Zeit im Jahr und in geringer Anzahl zu sehen seien, obwohl es doch im Land immer Sommer, also zuträglich für sie wäre, sie sich also hier auch fortpflanzen könnten und müssten, doch sprach BAEGERT letzteres nicht aus. Eigentlich betrachtete also BAEGERT Tiere, die sich im Land fortpflanzen, als einheimisch, das Gegenteil als ausländisch. Hier fehlte es demnach bei BAEGERT am Bemühen, zu fachlich durchdachten und deutlichen Begriffen und Aussagen zu kommen.

Für manche Tiere brachte BAEGERT mehr oder weniger konkrete Angaben zur Individuenzahl, wie bei den „Schlangen“, „Scorpionen“, „Hundertfüßen“ und „Krotten“. Er verwendete jedoch zur Einschätzung der mittleren Populationsgrößen von Taxa im Freiland außerdem unbestimmte Häufigkeitsklassen wie „wenige“, „etliche“, „kleine Anzahl“, „ziemlich viele“, „viele“. Mittels solcher und davon abgeleiteter Termini verglich er die Populationsgröße von zwei Gruppen „vierfüßiger Tiere“ („Hirsche, Haasen, Königlein, Füchs, Cojotes“ *versus* „wilde Katzen, Leoparden, Onzas, wilde Widder“), die Populationsgröße von „Leoparden“ und „Onzas“ mit der von „wildem Widdern“ (anhand der Anzahl der gesehenen „Pelze“), sowie den Fischreichtum von Pazifik und Golf. Das ist eine übliche, nicht adäquate Methode zur Angabe der Dispersion (WALLASCHEK 2011b: 50).

Die anthropochorische Translokation nach und Etablierung von „zahmem Viehe“ in „Californien“ war BAEGERT das Abfassen eines ganzen Kapitels im „dritten Theil“ der „Nachrichten“ wert, da das Überleben der Missionen davon abhing. Die Migration von „Schwalben“ sowie besonders die der „Heuschrecken“ fanden Erwähnung, wobei aber das Fortpflanzungsgebiet der letzteren auf den Süden der Halbinsel beschränkt geblieben ist, obwohl die Züge offenbar über die ganze Halbinsel führten. Regression bei Zootaxa fiel BAEGERT seinerzeit offenbar nicht auf, die der indigenen „Californier“ hat er miterlebt und beschrieben (Kap. 4.3).

Bildliche Mittel zur Darstellung der Ausprägungen chorologischer Parameter in den Territorien von Zootaxa, wie z. B. Verbreitungstabelle, statistische Tabelle, Verbreitungskarte, Profil, Diagramm, wurden in BAEGERTS „Nachrichten“ nicht genutzt. So blieb es bei sprachlichen Mitteln zur Darstellung chorologisch-zoogeographischer Phänomene. BAEGERT erfasste zwar einige davon, doch fehlte es hier ebenfalls an einer tiefergehenden theoretischen Durchdringung.

Beschreibungen des Arten- und Individuenreichtums, wie bei „Fischen“, „Vögeln“, „Schlangen“, „Scorpionen“, „Ameisen“, „Wespen“ und „Heuschrecken“, oder Vergleiche der Populationsgrößen verschiedener Taxa von „Vierfüßern“ lassen sich als Ansätze zur systematischen Zoogeographie sehen, doch ließ BAEGERT hierzu keine näheren Erwägungen folgen.

In den „Nachrichten“ wurde auf trophische Beziehungen der Taxa eingegangen, somit auch das Zusammenvorkommen von Taxa berührt. Ein Beispiel für das Zusammenvorkommen lieferten etwa die Fischtaxa der „californischen Wasserlein“. Es gab aber keinen Versuch zur Abgrenzung, Kennzeichnung und Benennung von Artenbündeln und zur sprach- oder bildlichen Darstellung von deren chorologischen Parametern, also zu einer zoözologischen Zoogeographie.

Obwohl BAEGERT wusste, dass die „wildem Widdern“ auf das Gebirge, die „Krokodille“ auf die Flüsse, die Wanderheuschrecken für ihre Fortpflanzung auf den Südteil der Halbinsel und die „Perlenmutter“ auf bestimmte Küsten beschränkt waren, unternahm er keinen Versuch zur Aufstellung von Faunengebieten. Er bemühte sich nicht, Faunenregionen abzugrenzen, zu kennzeichnen, zu benennen, kartographisch darzustellen, regionale Zoogeographie zu betreiben.

Inhalte der ökologischen Zoogeographie waren in BAEGERTS „Nachrichten“ vertreten. Das betraf die Bindung von Zootaxa an die Biozyklen, Biochoren und Habitate, weiter ihre Bindung an Faktorenkomplexe wie Nahrung, Gewässer und Gewässerfaktoren, Klima, Boden oder Substrate, Gesteine und Pflanzen. Der Einfluss menschlicher Tätigkeiten kam zur Sprache, so hinsichtlich der Anthropochorie von Haustieren oder des Bekämpfens „schädlicher“ Tiere. Bemerkenswert war die eingangs des Kapitels über die „Vierfüßer, Fische und Vögel“ hergestellte Relation zwischen der Individuen- und Artenzahl der Tiere in „Californien“ und der Lebensraumdiversität dieses Landes: Da er letztere für niedrig hielt, ließ er die ersteren beiden als gering ausfallen.

Abgesehen von der allgemeinen Anerkennung der mosaikartigen Geschichte zeigten sich in den „Nachrichten“ einzelne Elemente des historischen Denkens in zoogeographischer Richtung in der Erfassung der oben genannten menschlichen Tätigkeiten. BAEGERT (1772: 41ff.) dachte aber angesichts der Gesteine „Californiens“ auch darüber nach, „ob nicht etwann dieses Land nach Erschaffung der übrigen Welt, durch unterirdisches Feuer, durch Erdbeben oder andere Ursachen, sich über das Meer mit der Zeit erhoben hat“. Er führte hierfür mehrere geologische Umstände als Belege an, darunter die „gar zu viele zu Stein gewordene Muscheln, Meerschnecken, Holz

und dergleichen, welche in einigen Orten sehr tief ligen“; mithin sah er sie als Überreste einst wirklich lebender Organismen an. Falls aber diese seine Hypothese nicht stimme, würden diese Umstände, besonders die Überreste der Organismen, auf jeden Fall die „Sündfluth“ beweisen und die Zweifler widerlegen; hier gab BAEGERT dann ganz den Glaubenskämpfer:

„... so kann doch der Leser daraus ersehen, daß auch das arme Californien, gleich anderen Welt-
Theilen, mit seinem Contingent empfindlicher Beweisthümer des allgemeinen Sünd-Flusses, gegen die heutige Schwärmer im Feld steht, als welche diese in der heil. Schrift enthaltene so merkwürdige Geschichte, für eine Fabel wollen angesehen haben, und denen Einfältigen als ein leeres Gedicht einzuschwätzen, in ihren verfluchten Büchern sich bemühen; dann wo sollten sonst solche Meer-Muschel und andere obberührte Ding, als von einer allgemeinen überschwemmung, herkommen?“ (BAEGERT 1772: 44).

Insgesamt enthielten BAEGERTS „Nachrichten“ einiges zoogeographisches Wissen. Es fanden sich vor allem Inhalte der faunistischen, chorologischen und ökologischen Zoogeographie. Die anderen Richtungen der Zoogeographie waren deutlich weniger bis kaum mit Inhalten vertreten. Generell mangelte es an theoretisch-zoogeographischen Ansätzen. Das entspricht dem Charakter der mittelalterlich-frühneuzeitlichen Epoche dieser Wissenschaft. Doch haben Leser aus den „Nachrichten“ einiges über die Zootaxa einer ihnen eher fremden Welt lernen können. Die angebliche „Sachlichkeit und kritische Haltung des Verfassers“ (OEHME 1953) vermisst man aber allzu oft, vor allem in Bezug auf die „Californier“, aber auch bei den Zootaxa.

5 Carsten NIEBUHR (1733-1815)

5.1 Einführung

Im ersten Band von ZIMMERMANN'S „Geographischer Geschichte“ fand sich das Zitat: „Das Pferd und der Esel. ... Die Araber haben, dem Herrn Niebuhr *r*) zufolge, ‚zwey Racen Pferde ...‘ *r*) Niebuhrs Arabien. S. 161. u. f.“ (ZIMMERMANN 1778: 178ff.). Die Recherche ergab, dass es sich um das Werk „Beschreibung von Arabien. Aus eigenen Beobachtungen und im Lande selbst gesammelten Nachrichten abgefasst.“ (kurz: „Beschreibung“) handelte (NIEBUHR 1772).

Carsten NIEBUHR (17.03.1733 Lüdingworth-Westerende / Land Hadeln – 26.04.1815 Meldorf / Dithmarschen) sei in die Familie eines freien Marschbauern geboren, habe die Lateinschule in Otterndorf und Altenbruch besucht, sodann auf dem Hof eines Verwandten gelebt. Er sei 1755 nach Hamburg gegangen, habe dort Privatunterricht genommen und das Gymnasium besucht. Ab 1757 habe er in Göttingen studiert, vor allem Mathematik. Im Jahr 1758 sei er als Geograph, hauptsächlich Geodät und Kartograph, für eine vom dänischen König nach Arabien veranstaltete Expedition verpflichtet worden. 1760 wäre er dann nach Kopenhagen gereist und zum Leutnant im Ingenieurkorps ernannt worden. Die Expedition nach Arabien habe von 1761 bis 1767 gewährt und philologische, naturkundliche und geographische Absichten verfolgt. NIEBUHR wäre für die geographischen und finanziellen Belange der Expedition verantwortlich gewesen, habe aber nach dem Tod aller anderen wissenschaftlichen Mitreisenden zunächst deren Material gesichert und dann deren Aufgaben übernommen, später teils auch deren Resultate herausgebracht. Nach der Rückkehr nach Kopenhagen gab er die „Beschreibung“ und andere Publikationen über die Reise heraus. Er habe damit das Fundament der wissenschaftlichen Erkundung Arabiens gelegt und gelte als der erste moderne Forschungsreisende. Pläne für eine weitere Expedition habe er nach seiner Heirat fallengelassen. 1778 hätte er als Justizrat in Meldorf das Amt des Landschreibers der Landschaft Süderdithmarschen übernommen und bis an sein Lebensende ausgeübt. Er habe sich im Amt um die Landgewinnung an der Nordsee und die Moorkultivierung bemüht, aber auch noch weiter kleinere Schriften über seine Reise publiziert (CARSTENS 1886, HANSEN 1998).

Es fragt sich nun, inwieweit in NIEBUHR'S „Beschreibung“ zoogeographisch relevante Inhalte zu finden sind. Danach wären die Fragen nach Kap. 1 zu beantworten.

5.2 Ansichten

In der mit „Kopenhagen, den 15 September 1772.“ datierten Widmung der „Beschreibung“ „An den König“ wies NIEBUHR „in tiefster Ehrfurcht“ und als dessen „allerunterthänigster Knecht“

darauf hin, dass Arabien „die Aufmerksamkeit der Europäer“ verdiene und dass er behaupte, dass mit dem Werk „die Kenntniß dieses Landes“ „einen Zuwachs erhalten wird, den sie ohne Friederich des Fünften, und Christian des Siebenden ruhmvolle Liebe zu den Wissenschaften in einer langen Reihe von Jahren nicht erlangt haben würde“ (NIEBUHR 1772: Widmung). Mithin dankte NIEBUHR vordergründig pflichtgemäß im seinerzeit üblichen devoten Stil dem dänischen Königshaus für dessen Ausrüstung und Unterstützung der Expedition. Genau besehen, stellte er aber die Rede vom Zuwachs des Wissens sichtbar voran, also vor den durchaus gebotenen Dank für den Beistand durch die dänischen Könige. Hier zeigte sich sowohl die Akzeptanz des Status als Untertan als auch bürgerliches Selbstbewusstsein bei NIEBUHR.

Im undatierten „Vorbericht“ der „Beschreibung“ schilderte NIEBUHR die Situation am dänischen Hof und die äußeren aufklärerischen Motive, die zur Veranstaltung der Expedition geführt hätten. Allerdings dürfte die tiefere Motivation in der Eruiung von Handelsplätzen und Häfen für die dänische Handels- und Kriegsflotte auf dem Weg von Dänemark über die Dänische Goldküste in Afrika nach Dänisch-Ostindien und bis zu den dänischen Handelskontoren in China und zurück gelegen haben, wobei diese Interpretation dadurch gestützt wird, dass nach NIEBUHR (1772: VIII) „vornemlich“ der „Jemen“ am Indischen Ozean untersucht werden sollte:

„Der seelige Graf Bernstorff, dessen Aufmerksamkeit nichts entgieng, was nicht etwa allein unserer Nation, sondern auch dem ganzen gesitteten menschlichen Geschlecht nützlich seyn konnte, hatte Friederich dem Fünften vorgestellt, daß man hoffen dürfe, aus dem glücklichen Arabien viele nützliche Nachrichten zu erhalten, wenn eine Gesellschaft von Gelehrten dahin gesandt würde. Der König gab darauf Befehl, zu dieser Reise solche Personen auszusuchen, die dazu geschickt wären, und ich war so glücklich, daß diese Wahl mich mit traf.“ (NIEBUHR 1772: VII).

Seine Reise in Arabien sei nicht so gefährlich gewesen, wie man es sich in Europa vorstelle, wobei er gegen Vorurteile argumentierte:

„Eben so wenig darf sich jemand dadurch abhalten lassen eine Reise nach Arabien zu unternehmen, weil die Araber gemeinlich als ungesittet, habsüchtig und räuberisch beschrieben werden. Ich habe diese Nation nicht so schlimm gefunden. Wir Europäer urtheilen oft zu früh über die Sitten fremder Nationen, ehe wir sie recht kennen lernen.“ (NIEBUHR 1772: X).

Hinsichtlich der „Erdbeschreibung“ Arabiens, also dessen Geographie, teilte NIEBUHR (1772: XX) mit, dass er während der Reise entsprechende, in Europa noch unbekannte arabische Schriften nicht habe auswerten können, da er der Sprache nicht völlig gewachsen gewesen sei. Er habe nur eine längst bekannte arabische Erdbeschreibung nutzen können. Ein neueres deutsches Werk über Arabien sei erst nach der Reise gedruckt worden. Seine eigene Schrift beruhe daher allein auf eigener Arbeit, wobei NIEBUHR (1772: XXIII f.) für die Karte von Jemen geometrische und astronomische Bestimmungen der Entfernung und Lage von Orten vorgenommen hat:

„Ich habe also meine Beschreibung von Arabien bloß aus eigenen Beobachtungen, und von den Einwohnern dieses Landes mündlich eingezogenen Nachrichten zusammen getragen.“ (NIEBUHR 1772: XX).

Die religiösen Verhältnisse in Arabien sowie die Sitten und Gebräuche der Araber wurden durch NIEBUHR (1772: 10ff., 27ff.) sachlich und fast frei von herabsetzenden Bemerkungen beschrieben. Allerdings wurden auch Konflikte zwischen den Anhängern der islamischen Glaubensrichtungen und die abgestufte Geringschätzung der Angehörigen anderer Religionen erwähnt, und das nicht, ohne auf ähnliche Erscheinungen bei den Christen in Europa zu verweisen. Letzteres galt auch für die Sitten und Gebräuche. Mithin beschrieb er zwar Missstände, doch wies er dabei öfters darauf hin, dass man in Europa ganz ähnliche Übelstände finde, also keinerlei Grund bestehe, auf die Araber von oben herab zu blicken. Eine dünnkelhafte Verquickung von körperlichen, geistigen und kulturellen Merkmalen fand bei NIEBUHR (1772) nicht statt, weshalb er der Gruppe von Naturforschern des 18. Jahrhunderts, die derartige Dünkel pflegte, fernstand. Er könnte der Gruppe von Naturforschern dieser Zeit, die solches Tun möglichst vermied, zugerechnet werden (WALLASCHEK 2019e: 53, 2019f: 60, 2020a: 58, 2020c: 59, 2021e: 53ff., 2023d: 36).

NIEBUHR glaubte anscheinend fest an einen persönlichen Gott, der überall und jederzeit aktiv handeln und dabei Wunder wirken kann, auch wenn er nach den zu den Wundern passenden natürlichen Erscheinungen suchte. So zog er nicht die Speisung der Israeliten in der Wüste durch

das Eingreifen Gottes in Frage (4 Mose 11,30-33), aber die übliche Erklärung, dass Gott ihnen Vögel (Wachteln) gesendet hätte. Auch stellte er nicht in Frage, dass Gott Moses einen Baum gewiesen habe, mit dem bitteres in süßes Wasser verwandelt werden könne (2 Mose 15,23-25); er fragte nur nach dem Namen der Baumart, die er als zumindest einstens real existierend ansah. Der in der mosaischen Geschichte beschriebene Durchgang des Volkes Israel durch das Rote Meer und die anschließende Vernichtung des Heeres des Pharaos (2 Mose 14,1-31) wurde als wirklich geschehen angesehen, doch entwickelte NIEBUHR (1772: 403ff.) nach der Diskussion einiger Meinungen aus der Literatur eine eigene Hypothese dazu, welche Fluchtweg, Durchgang der Israeliten und Untergang des Pharaonen-Heeres mit geographischen Entfernungen, alten Karawanenwegen, den Gepflogenheiten bei Karawanen, der Beschaffenheit der Meeresküsten, mit Ebbe und Flut sowie Nebefeldern in Verbindung brachte, wobei als einziger möglicher Durchgangsort das Nordende des Roten Meeres bei Sues / Kolsum in Frage käme; doch wollte er letztlich nicht auf das Eingreifen Gottes verzichten:

„Die Juden in Jemen essen die Heuschrecken eben so gerne als die mohammedanischen Araber, und wollen daher behaupten: daß die Vögel, welche Gott den Kindern Israel in der Wüste gesandt habe, nichts anders als Heuschrecken gewesen wären. Die Italiänischen Juden zu Háleb aber meinten, daß Gott ihre Vorfahren in der Wüste mit Rebhünern gespeiset habe. Doch ist die Meinung der arabischen Juden hierüber wohl die wahrscheinlichste.“ (NIEBUHR 1772: 172).

„Man kennet aber jetzt den Baum nicht mehr, durch welchen Moses das bittere Wasser süß machte, denn die Einwohner zu Sues würden sich dessen sonst gewiß bedienen.“ (NIEBUHR 1772: 403).

„Daran ist wohl nicht zu zweifeln, daß die Israeliten wirklich durch das Rothermeer gegangen sind. ... Wenn die Kinder Israel bey Kolsum durch das Rothermeer gegangen sind, so scheint zwar das Wunderbare darin nicht so in die Augen fallend zu seyn, als wenn sie bey Bedea durchgegangen wären. Man betriegt sich aber gar sehr, wenn man glaubt, daß der Durchgang einer so großen Karwane hier bloß natürlicherweise habe geschehen können. Jetzt wenigstens geht keine Karwane von Káhira nach dem Berge Sinai diesen Weg ... Vor einigen tausend Jahren aber war es natürlicherweise noch weniger für die Kinder Israel möglich. Das Wasser war zu der Zeit vermuthlich viel breiter, es erstreckte sich weiter nach Norden, und war auch tiefer. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß nicht allein das Wasser sich zurück gezogen hat, sondern daß auch der Boden dieser äußersten Spitze des Meerbusens durch den feinen Sand aus der umherliegenden Wüste erhöht worden ist. ... Es geschah durch Wunder, daß die Kinder Israel aus Egypten, und trockenes Fußes durch das Meer geführt wurden, Pharaos aber und sein Heer im Wasser umkam.“ (NIEBUHR 1772: 403ff.).

Einem konkreten System der Natur folgte die Behandlung der Tiere in der „Beschreibung“ nicht, auch wenn „Linneus“, also Carl VON LINNÉ (1707-1778) erwähnt worden ist. Nicht einmal bei den Wirbeltiergruppen wurde die sonst übliche Abfolge „Vierfüßer“, Vögel, „Amphibien“ und „Fische“ eingehalten, vielmehr wurden die Taxa weitgehend ungeordnet abgehandelt. NIEBUHR nutzte nahezu ausschließlich überkommene Trivialnamen für Tiergruppen und „Arten“. Bei weitem nicht alle Zootaxa, die durch NIEBUHR für „Arabien“ aufgezählt worden sind, waren „Arten“. Nicht selten handelte es sich um höhere Taxa oder wurden nur wenige „Art“-Beispiele für sie beigebracht. Als Bezeichnungen für taxonomische Kategorien nutzte NIEBUHR (1772: 5, 168, 404) den Terminus „Art“, aber im Sinne von „Art“ auch „Sorte“, weiter „Gattung“ und „Familie“, letzteren Ausdruck aber eher im Sinne einer Gruppe von zusammen vorkommenden Tieren. Die Fortpflanzung der Tiere, auch die der „Würmer“, vollzog sich für NIEBUHR (1772: 133) auf die natürliche Weise über Eier („Saamen“); Urzeugung wurde nicht erwähnt.

5.3 Zoogeographie

Viele der Beobachtungen über Zootaxa, die NIEBUHR (1772) beibrachte, stammten aus eigener Arbeit. Doch wurde auch die Literatur ausgewertet. Zum Kennenlernen der Tiere nutzte er zudem Zeichnungen und Naturalienkabinette (z. B. NIEBUHR 1772: 167, 168ff.). Offenbar wurden unterwegs Naturalien gesammelt, die teils nach Europa versendet worden sind (NIEBUHR 1772: 168). Bei seiner Reise verwendete NIEBUHR (1772: XXIV) ein „Fernglas“, ob für die Beobachtung von Tieren, blieb aber unklar. Während der Reise und danach betrieb NIEBUHR demnach Faunen- und Quellen-Exploration mit Datensicherung.

Es folgen ausgewählte Beispiele mit zoogeographisch relevanten Angaben zu einzelnen Taxa:

„Die Wärme in Arabien ist unter einerley Polhöhe ... gar sehr verschieden; ... Schon die Einwohner der Landschaft Jemen wohnen also gleichsam unter verschiedenen Himmelsstrichen, und man trifft daher in dieser Provinz in einer kleinen Entfernung verschiedene Arten Tiere und Früchte einheimisch an, welche man in andern Ländern aus weit entlegenen Gegenden holet.“ (NIEBUHR 1772: 4f.).

„Der Nervenwurm (Vena medinensis) ist in Jemen, auf der Halbinsel von Indien, und zu Gambrôn oder Bender Abbas in Persien sehr gemein. ... Man glaubet in Jemen, daß der Nervenwurm von dem stehenden Wasser herrühre, welches man in einigen Gegenden zu trinken genöthiget ist. Viele Araber brauchen deswegen die Vorsicht, das ihnen unbekanntes Wasser durch Leinwand zu trinken. Wenn nun einer die Insekten, oder den Saamen, woraus die Würmer entstehen, schon bey sich hat, so spüret er davon so lange nichts, bis sich die Würmer durch die Haut arbeiten wollen, und dieses verursacht auch nur einiges Jucken.“ (NIEBUHR 1772: 133).

„Man findet in den Morgenländern nicht selten Schlangen unter dem Dache, und in den Mauern von ungebrannten Ziegelsteinen. Es sind aber diese so wenig schädlich, daß man die Häuser, welche sie mit ihrer Gegenwart beehren, für glücklich schätzt, und deswegen sucht niemand sie zu vertreiben. Die Indianer haben sie auch gern in ihren Schiffen. Zu Bombay ward eine große Schlange in einem Faß mit ans Land gebracht. So bald aber die Matrosen es bemerkten, brachten sie sie wieder zurück, aus Furcht, daß dem Schiffe sonst ein Unglück begeben möchte.“ (NIEBUHR 1772: 135).

„Es giebt in Arabien Pferde, Maulesel, Esel, Kameele, Dromedarieu, Kühe, Schafe, Ziegen und anderes zahmes Vieh in Überfluß, ingleichen Löwen, Ghasellen, Füchse, Affen, u. s. w.“ (NIEBUHR 1772: 161).

„Der Jakkal oder Tschakkal ist eine bekannte Art Füchse, oder wilder Hunde, die sich in Indien, Persien, Aerrák, Syrien, bey Constantinopel und in andern Gegenden mehr, in großer Menge hören lassen. Es scheint aber daß man sie in der Gegend von Mekke nicht häufig antreffe. ... Ich habe das Geschrey dieser Thiere des Nachts bey stillem Wetter in den vorhererwähnten Gegenden sehr oft gehört ... Diese Thiere sind oft so dreist, des Nachts einzeln in die Häuser zu kommen; und mein Bedienter zu Bombay, welcher außerhalb der Stadt wohnte, hatte sie selbst aus seiner Küche verjagt.“ (NIEBUHR 1772: 166).

„Die Hyæna trifft man häufig in Persien an. ... daß die Hyæna des Nachts ausgehet, und zu der Jahreszeit, wenn alle Einwohner zu Gambrôn unter freyem Himmel schlafen, bisweilen die Kinder von der Seite ihrer Eltern weghelet. Weil die Hunde, Esel, Kühe u. s. w. auf der Küste des persischen Meerbusens und in Omân, aus Mangel anderer Nahrungsmittel, Fische fressen, so vermuthete man, daß so wohl die Hyæna als der Tschakkal, welche sich in dieser Gegend aufhalten, auch bisweilen genöthiget sind dadurch ihren Hunger zu stillen.“ (NIEBUHR 1772: 166f.).

„Affen sah ich in den Waldungen von Jemen bisweilen mehr als hundert bey einander. ... Die Besitzer der Caffee und anderer Fruchtbäume müssen ihrentwegen fleißig Wache halten.“ (NIEBUHR 1772: 167).

„Die Jarboá, oder die so genannte Ratze Pharaonis, findet man in Egypten, in Nedjed, an beyden Seiten des persischen Meerbusens, in der Wüste zwischen Basra und Háleb und in andern Gegenden mehr. Ich erinnere mich nicht nur gute Zeichnungen, sondern auch das Thier selbst in Naturalien Cabinettern gesehen zu haben. Ich habe von dieser Art Ratzen nur eine einzige lebendig gesehen ...“ (NIEBUHR 1772: 167).

„Man findet in Arabien auch Chameleonten, und viele andere Arten Eidexen.“ (NIEBUHR 1772: 167).

„An zahmen Federvieh ist in den fruchtbaren Gegenden von Arabien ein so großer Ueberfluß, daß man die Hühner daselbst eben so wohlfeil als in Europa kaufen kann. Perlhühner sind daselbst zwar wild, aber in Tehâma an der bergigten Gegend so häufig, daß die Knaben sie mit Steinen werfen, und nach der Stadt zum Verkauf bringen. Turteltauben siehet man in allen waldichten Gegenden. Auch giebt es in der arabischen Wüste Strauße ...“ (NIEBUHR 1772: 168).

„Man findet in dem arabischen Meerbusen eine sehr große Menge Fische. ... auf unserer Reise von Súes bis Mochha, bey hundert verschiedene Sorten angetroffen ...“ (NIEBUHR 1772: 168).

„Unter den hiesigen Muschelarten ist besonders diejenige merkwürdig, welche Linneus Strombus fusus nennet. Diese trafen wir zu Loheia an. Sie liegt immer tief auf dem Grunde der See, und ist deswegen schwer zu erhalten. Indessen ließen wir davon eine Menge fischen, und schickten sie nach Europa.“ (NIEBUHR 1772: 168).

„In der Gegend von Loheia werden auch Perlmuscheln gefischt. Sie sollen aber in diesem Meere nirgends so häufig seyn, als bey Dachláck, einer Insel auf der africanischen Küste. An Schildkröten und andern Seethieren fehlet es gleichfalls nicht in dem arabischen Meerbusen.“ (NIEBUHR 1772: 168).

„Die Heuschrecken sind in den Morgenländern sehr häufig, vielleicht aber doch nicht so sehr als man in Europa glaubet. Wir sahen den ersten großen Zug davon gegen das Ende des Decembers 1761. zu Kahira, und am 9ten Januar 1762 in eben dieser Stadt, einen noch fürchterlichem, welcher mit einem Südwestwinde, und also wahrscheinlich über die Lybische Wüste kam. ... Nachher sah ich keine Heuschrecken wieder in Menge, als nach unserer Ankunft zu Dsjidda. Ein großer Zug kam in der Nacht von dem 10ten auf den 11ten November 1762 nach dieser Stadt mit einem westlichen Winde, und also über den arabischen Meerbusen, welcher hier sehr breit ist. Es hatten aber auch viele ihr Grab im Wasser gefunden. Am 17ten eben dieses Monats kam ein anderes Heer nach Dsjidda, es war aber nicht

so zahlreich als das vorher erwähnte. Im May, wie die Datteln in Tehâma anfangen reif zu werden, langten einigemal sehr große Züge aus Westen oder Süden, folglich über den arabischen Meerbusen in Mochha an. Sie kehrten gemeiniglich den folgenden Tag wieder zurück, oder setzten ihre Reise weiter östlich nach den bergigten Gegenden fort. Am 31 May 1763 gieng eine große Menge die Stadt von Süden nach Norden vorbei, und am 1ten Junius wiederum von Norden nach Süden. Vielleicht war dieß derselbe Zug. Der Meerbusen bei Mochha ist, wie bekannt, nicht breit. Das Ufer aber war bisweilen dennoch mit todtten Heuschrecken angefüllet. ... Am Anfang des Julius 1763 sahen wir eine ungeheure Menge Heuschrecken an dem Berge Sumâra, und auf dem Wege von hier nach Jerîm. Auch kam den 28ten dieses Monats ein großer Zug nach Mófhák. In Persien sah ich einige zwischen Schirás und Abuscháhr. Am 17ten April 1766 traf ich, so zureden, ein Nest mit Heuschrecken an. Ein großes Fleck Landes bey Tel el Haa, auf dem Wege von Mosúl nach Nissebîn, war gänzlich wie mit jungen Heuschrecken bedeckt, die noch nicht viel größer als eine gemeine Fliege waren. ... Ein starker Regen würde diesen jungen Heuschrecken auch vielleicht haben schaden können; denn, wo ich auch diese Insekten gesehen habe, da hatte es in einige Zeit nicht geregnet, und sie zogen weg, wenn Regenwetter einfiel. ... Auf dem Wege von Diarbekr nach Örsa sah ich verschiedene große und kleine Grillen und Heuschrecken Arten. ... Auch fand ich im Anfang des Monats October die so genannte Gottesanbeterinn, welche ... in Naturalien Sammlungen in Europa nicht mehr selten ist. ... Wenn ich die Zugheuschrecken noch in andern als den vorerwähnten Gegenden gesehen habe, so sind sie in so geringer Anzahl gewesen, daß ich es nicht der Mühe werth geachtet habe, sie zu bemerken. Die Zugheuschrecke ist eben diejenige, welche die Araber essen, und ... eben dieselbe, welche man in Deutschland gesehen hat. ... In der Gegend von Básra aber hält sich keine Art Heuschrecken länger auf, als sieben biß acht Tage. Vielleicht weil ihnen das feuchte Erdreich am Schat el árrab nicht gefällt. ... Es ist gewiß, daß die Heuschrecken in ihrem Zuge sehr gemeinschaftlich, und gleichsam nach Commando handeln. Es bleiben aber auch oftmals sehr viele, es sey weil sie ermüdet sind, oder aus andern Ursachen zurück.“ (NIEBUHR 1772: 168ff.).

„... daß die Wachteln im Anfang des Septembers in so großer Menge über das schwarze Meer kommen, daß man sie zu dieser Zeit an dem Ufer desselben, und in andern Gegenden von Constantinopel, bisweilen mit Händen greifen könne, wenn sie sich von der langen Reise ermüdet, zum erstenmal setzen.“ (NIEBUHR 1772: 176).

„Fliegende Fische habe ich auf dem arabischen Meerbusen zwischen Dsjidda und Loheia aber nur in geringer Anzahl wahrgenommen. Diese flogen nur einige hundert Schritte weit, und kamen nicht hoch über das Wasser.“ (NIEBUHR 1772: 176f.).

„... Meerschwein oder Delphin ... Ich sah von diesen Fischen in der Gegend von Râs Mussédom, auf meiner Reise von Maskât nach Abuschaeahr, eine erstaunlich große Menge auf einmal, die alle nach einer Gegend zogen, und um die Wette zu schwimmen schienen.“ (NIEBUHR 1772: 178).

„An dem westlichen Arm des [„arabischen“] Meerbusens ... Es ist bekannt, daß man in dieser Gegend viele verschiedene Arten so genannter Corallengewächse findet ...“ (NIEBUHR 1772: 400f.).

Für etliche Zootaxa wurde nicht nur ihr Vorkommen in Arabien mit teils ein bis mehreren konkreten Fundorten, sondern auch ihr Auftreten in umliegenden Regionen beschrieben; doch fehlte für die „Wachtel“ die Zuordnung zu Arabien. Einige Zootaxa, wie „Löwen, Ghasellen, Füchse“, wurden Arabien zugerechnet, ohne konkrete Fundorte in diesem Raum zu nennen. Fundorte erschienen in der Dimension von Ländern, Meeren, Meerbusen, Halbinseln, Inseln, Wüsten, Gebirgen, Wäldern und Städten. Für die meisten, bei weitem nicht für alle Zootaxa wurden Lebensräume in „Arabien“ angegeben, doch dürfte deren Aufzählung jeweils nur selten vollständig gewesen sein.

Außer für die „Zugheuschrecke“ wurde für keines der Zootaxa eine konkrete Fundzeit genannt. Zwar könnte für alle Taxa der Zeitraum von NIEBUHRs Aufenthalt in „Arabien“ eingesetzt werden, doch ist es bei mehreren Taxa unklar, inwieweit die Angaben über das Vorkommen tatsächlich nur aus dieser Zeitspanne stammten oder ob nicht Angaben von Gewährsleuten aus früheren Zeiten darunter waren. Insofern ist dann das Vorliegen faunistischer Daten fraglich. Für die „Zugheuschrecke“ wurden einige konkrete Fundorte samt Fundzeiten genannt, so dass, falls man die Art als *Locusta migratoria* L., 1758 akzeptieren würde, hierfür faunistische Daten vorlägen. Systematisch-taxonomische Probleme, wie die eben für die „Zugheuschrecke“ angedeuteten, waren aus fast allen zoologischen Textpassagen NIEBUHRs ersichtlich (Kap. 5.2). Die Haustiere wurden, wie in einer naturhistorischen Schrift nicht anders zu erwarten war, zusammen mit den ihnen verwandten wildlebenden Taxa abgehandelt.

Falls man bereit wäre, „Arabien“ als ein Fundgebiet anzuerkennen, ferner die Zeitspanne für den Aufenthalt NIEBUHRs als Fundzeit für alle Taxa zu akzeptieren, des Weiteren nur die systematisch-

taxonomisch sicheren „Arten“ einzubeziehen und alle Haustiere wegzulassen, könnte man wahrscheinlich eine aber nur sehr kurze Faunenliste für das Gebiet extrahieren. Allein für die aber taxonomisch nicht völlig sichergestellte „Zugheuschrecke“ könnte ein Fundortkatalog entnommen werden. Sicherlich wäre die Erstellung einer Prä-Faunenliste und für mehrere Zootaxa die von Prä-Fundortkatalogen möglich, jedoch müssten auch hierfür die systematisch-taxonomischen Probleme beachtet werden. Aufgrund aller dieser Unsicherheiten stellt die „Beschreibung“ keine Fauna dar. Die „Beschreibung“ kann als ein Beitrag zur regionalen Naturgeschichte aufgefasst werden, das mit nutzungsorientierten, bionomischen und systematisch-taxonomischen Inhalten.

In der „Beschreibung“ fielen zoogeographisch relevante Inhalte an, die für die Zoogeographie bei Bedarf nutzbar werden konnten. Zu erkennen ist ein gewisses Verständnis für die Bedeutung der Darstellung des räumlichen Vorkommens von Zootaxa, kaum aber des zeitlichen, wofür auch spricht, dass der Fundzeitraum 1761 bis 1767 bei NIEBUHR keine Rolle spielte. Die theoretische Durchdringung der faunistischen Inhalte der „Beschreibung“ lag ihm fern.

Definitionen der chorologischen Parameter Ausbreitung (Extension), Verbreitung (Distribution), Verteilung (Dispersion) und Rückzug (Regression) fanden sich in NIEBUHRs „Beschreibung“ nicht. Schon die Termini fehlten. Für die Migration der „Zugheuschrecke“ wurde der Ausdruck „Zug“ verwendet. Die Horizontalverbreitung könnte für eine Reihe von Zootaxa durch die Aufstellung von Prä-Fundortkatalogen, für die „Zugheuschrecke“ auch eines Fundortkataloges beschrieben werden, doch sind dabei die systematisch-taxonomischen Probleme zu beachten. Die Zuordnung fast aller Zootaxa zu „Arabien“ stellte doch immerhin einen Beitrag zur Kenntnis ihrer Verbreitung dar. Die Vertikalverbreitung von Zootaxa wurde durch ihr Vorkommen auf Gebirgen, wie beim „Perlhuhn“, über und unter dem Meeresspiegel, wie beim „Fliegenden Fisch“, oder in der Tiefe des Meeres, wie bei „Strombus fusus“, angedeutet. Eine Klassifizierung oder Quantifizierung der Distribution fand in der „Beschreibung“ nicht statt.

Für manche Tiere brachte NIEBUHR mehr oder weniger konkrete Angaben zur Individuenzahl, wie bei „Affe“ und „Jarboá“. Er verwendete jedoch zur Einschätzung der mittleren Populationsgrößen von Taxa im Freiland außerdem unbestimmte Häufigkeitsklassen wie „einige“, „geringe Anzahl“, „selten“, „nicht häufig“, „nicht so zahlreich“, „eine Menge“, „viele“, „häufig“, „in großer / sehr großer / ungeheurer Menge“, „sehr häufig“, „sehr gemein“. Mittels solcher und davon abgeleiteter Termini verglich er die Populationsgröße bei einem Zootaxon in verschiedenen Gegenden, so wie beim „Jakkal“, der „Perlmuschel“ und der „Zugheuschrecke“. Das ist eine bis heute übliche, wenn auch nicht adäquate Methode zur Darstellung der Dispersion (WALLASCHEK 2011b: 50).

Anthropochorie von Haustieren spielte wohl in der alten Kulturlandschaft Arabiens keine Rolle. Eine unregelmäßige oder regelmäßige Migration wurde bei der „Zugheuschrecke“, der „Wachtel“ und dem „Delphin“ beobachtet. Lokale Regression durch für das Taxon ungünstiges Wetter wurde für die „Zugheuschrecke“ festgestellt. Eingriffe in die Populationen durch die Jagd kamen beim „Perlhuhn“ und bei der „Wachtel“ zur Sprache. Andererseits wurde von der Schonung ungiftiger Schlangen in Häusern und auf Schiffen im „Morgenland“ berichtet.

Bildliche Mittel zur Darstellung der Ausprägungen chorologischer Parameter in den Territorien von Zootaxa, wie z. B. Verbreitungstabelle, statistische Tabelle, Verbreitungskarte, Profil, Diagramm, wurden in NIEBUHRs „Beschreibung“ nicht genutzt. Allerdings konnte man sich auf den von ihm gezeichneten Karten Arabiens über die Lage von Fundorten unterrichten. Doch blieb es letztlich bei sprachlichen Mitteln zur Darstellung chorologisch-zoogeographischer Phänomene. NIEBUHR erfasste zwar einige, doch fehlte es an einer tiefergehenden theoretischen Durchdringung.

Beschreibungen des Arten- und Individuenreichtums, wie bei „Quadrupeden“, „Affen“, „Eidexen“, „Fischen“ und „Corallengewächsen“ lassen sich als sehr schwache Ansätze zur systematischen Zoogeographie sehen, doch ließ NIEBUHR hierzu keine näheren Erwägungen folgen.

In der „Beschreibung“ wurde auf trophische Beziehungen der Taxa eingegangen, somit auch das Zusammenvorkommen von Taxa berührt. Ein Beispiel für das Zusammenvorkommen lieferten etwa die Fischtaxa des „arabischen Meerbusens“. Es gab aber keinen Versuch zur Abgrenzung,

Kennzeichnung und Benennung von Artenbündeln und zur sprach- oder bildlichen Darstellung von deren chorologischen Parametern, also zu einer zoologischen Zoogeographie.

Obwohl NIEBUHR wusste, dass eine Reihe von Zootaxa in bestimmten Gegenden des Festlandes, des Meeres oder der Meeresküsten besonders häufig oder aber besonders wenig auftraten, unternahm er keinerlei Versuch, diese Phänomene näher zu erfassen und zur Aufstellung von Faunengebieten zu kommen. Er bemühte sich demnach nicht, Faunenregionen abzugrenzen, zu kennzeichnen, zu benennen, kartographisch darzustellen, regionale Zoogeographie zu betreiben.

Inhalte der ökologischen Zoogeographie waren in NIEBUHRs „Beschreibung“ vertreten. Das betraf die Bindung von Zootaxa an die Biozyklen, Biochoren und Habitate, weiter ihre Bindung an Faktorenkomplexe wie Nahrung, Gewässer und Gewässerfaktoren, Klima, Boden oder Substrate, Gesteine und Pflanzen. Der Einfluss menschlicher Tätigkeiten kam zur Sprache, so hinsichtlich der Abwehr von „Affen“ aus den Fruchtbaumplantagen, der Jagd auf bestimmte „Vögel“, des Fangs von „Perlmuscheln“ oder der Schonung von bestimmten „Schlangen“.

Abgesehen von der allgemeinen Anerkennung der mosaikartigen Geschichte (Kap. 5.2) zeigten sich in der „Beschreibung“ einzelne sehr schwache Elemente des historisch-zoogeographischen Denkens in der Erfassung der oben genannten menschlichen Tätigkeiten. Fossilien wurden durch NIEBUHR als Reste einst wirklich lebender Tiere angesehen, wobei er die Konstanz der Taxa über die Zeiten als selbstverständlich betrachtete, da er explizit darauf verwies:

„Bey Loheia und Dsjidda sieht man große Hügel voller Corallen und Muschelarten, und zwar von derselben Gattung als man noch in dem arabischen Meerbusen lebendig findet. In der Gegend von Sues trifft man nicht nur ähnliche Versteinerungen an, sondern ich sah auch nach Westen etwa $\frac{3}{4}$ Meile von der Stadt, eine ganze Familie lebendiger Muscheln in, oder vielmehr auf einem Felsen, der bloß durch die Fluth mit Wasser bedeckt ward, und eben solche Muschelschalen im Felsen höher am Ufer, welches die Fluth gar nicht mehr erreichte.“ (NIEBUHR 1772: 404).

Insgesamt enthielt NIEBUHRs „Beschreibung“ einiges zoogeographisches Wissen. Es fanden sich vor allem Inhalte der faunistischen, chorologischen und ökologischen Zoogeographie. Die anderen Richtungen der Zoogeographie waren deutlich weniger bis kaum mit Inhalten vertreten. Generell mangelte es an theoretisch-zoogeographischen Ansätzen. Das entspricht alles dem Charakter der mittelalterlich-frühneuzeitlichen Epoche dieser Wissenschaft. Doch haben Leser aus der „Beschreibung“ einiges über die Zootaxa einer ihnen eher fremden Welt lernen können.

Ob die Einstufung NIEBUHRs als „erster moderner Forschungsreisender“ durch HANSEN (1998) korrekt ist, kann am Beispiel von Peter KOLB (Kap. 2) bezweifelt werden, der bereits Anfang des 18. Jahrhunderts in einem privaten Forschungsauftrag in die Kapkolonie reiste, dort einzelne lokale Sprachen erlernte, mit dem notwendigen Instrumentarium geographische, naturkundliche und ethnologische Forschungen durchführte und über sie, dem Kenntnisstand der Zeit gemäß, in Wort, Illustration und Karte berichtete. Weitere Beispiele für „moderne Forschungsreisende“ dürften sich gerade unter denen finden, die im Russischen Reich des 18. Jahrhunderts unterwegs waren (WALLASCHEK 2017b, 2018a, 2018c). Die Einrichtung des Lebens nach den Umständen der bereisten Gegend und Bevölkerung sowie das Entgegenbringen von Toleranz und Sympathie (HANSEN 1998) dürften aber kaum hinreichend sein, einen „modernen Forschungsreisenden“ zu kennzeichnen, da sie eine subjektive Einfärbung besonders der anthropologischen Ergebnisse und vor allem deren Bewertung ebenso wenig ausschließen können wie ihr Gegenteil.

6 Engelbert KAEMPFER (1651-1716)

6.1 Einführung

Im ersten Band von ZIMMERMANNs „Geographische Geschichte“ fand sich das Zitat: „Das Schwein. ... Zahm nimmt es ganz Asien ein ... Japan *m*) ... große Heerden. *m*) Kämpfer. allg. Reis. B. 11 S. 690“ (ZIMMERMANN 1778: 189f.). Die Recherche ergab, dass es sich um den „eifften Band“ des Sammelwerkes „Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande; oder Sammlung aller Reisebeschreibungen etc.“ vom Jahr 1753 handelte (ANONYMUS 1753). Diese

Sammlung wertete Reisewerke aus aller Welt aus, darunter im besagten Band das über die Reise von Engelbert KAEMPFER nach Japan. Es existiert aber ein deutschsprachiges, zweibändiges Werk, das auf Manuskripten KAEMPFERS beruht: „Engelbert Kämpfers Weyl. D. M. und Hochgräfl. Lippischen Leibmedikus Geschichte und Beschreibung von Japan. Aus den Originalhandschriften des Verfassers herausgegeben von Christian Wilhelm Dohm.“ (kurz: „Geschichte“) von 1777 und 1779 (KAEMPFER 1777, 1779). Es wird hier deshalb allein herangezogen, weil es qua Buchtitel versprach, den originalen Texten KAEMPFERS gemäß zu sein, während bei einem Sammelwerk von vornherein von der Kürzung und Veränderung der Inhalte ausgegangen werden muss.

Bedeutsam ist, dass alle Manuskripte KAEMPFERS nach dessen Tod nach England verkauft und die Texte mit der Beschreibung von Japan aus dem Deutschen ins Englische, Französische und Niederländische übersetzt und publiziert worden sind (DOHM in KAEMPFER 1777: XXXVIIff.). Über die Umstände, unter denen die doch noch in Lemgo verbliebenen beiden „Originalhandschriften“ KAEMPFERS aufgefunden, untersucht und für den Druck in Deutschland vorbereitet worden sind, hat der Herausgeber Christian Wilhelm DOHM (1751-1820), der ein Professor der „Camerale- und Finanzwissenschaften, wie auch der Statistik am Hochfürstl. Collegio Carolino in Cassel“ war (KAEMPFER 1777: Titelblatt), in der „Einleitung des Herausgebers“ ausführlich berichtet (DOHM in KAEMPFER 1777: XLff.). Wichtig dabei ist, dass die „Geschichte“ KAEMPFERS (1777, 1779) letztlich aus den zwei „Originalhandschriften“ und der wieder ins Deutsche zurückübersetzten englischen Publikation zusammengeführt wurde, wobei der Inhalt weitgehend unverändert gelassen worden, aber der Stil aus Gründen der Lesbarkeit der aktuellen Zeit angepasst worden sei:

„Aus diesen drei Quellen zusammengenommen glaubte ich Kämpfers Werk liefern zu müssen. ... Wenn ich Varianten meiner drei Quellen bekam, habe ich mich für die wahrscheinlichste entschieden und sie in den Text aufgenommen, die andren aber in den Anmerkungen angezeigt.“ (DOHM in KAEMPFER 1777: XLIf.).

„Ich machte mir also die Regel: Mit strengster Gewissenhaftigkeit und mikrologischer Genauigkeit Kämpfers Sin und Gedanken ganz ungeändert zu lassen, schlechterdings nichts zuzusetzen, nichts abzunehmen; aber auch diese ungeänderten Gedanken so leßbar und in einem so polirten Style zu liefern, als es nur immer ohne Verletzung der historischen Treue geschehn konte.“ (DOHM in KAEMPFER 1777: XLII).

Engelbert KAEMPFER (KÄMPFER) (16.09.1651 Lemgo – 02.11.1716 Lieme bei Lemgo) sei in die Familie eines Pastors geboren worden, habe die Schule in Lemgo besucht, die Lateinschulen in Hameln, Lüneburg, Lübeck, das Athenaeum Danzig, die Universitäten Thorn, Krakau (Magister), Königsberg, Uppsala. Dabei habe er sich bis in sein 30. Lebensjahr hinein umfangreiches Wissen über Sprachen, Geschichte, Erdkunde, Naturkunde und Medizin angeeignet. Im Jahre 1683 sei er als Arzt und Sekretär mit einer schwedischen Gesandtschaft an den russischen und persischen Hof gegangen. In Persien wäre er in den Dienst der Niederländischen Ostindien-Kompanie als Arzt getreten, nach Indien und Java gekommen, sodann als Arzt einer Gesandtschaft nach Siam und Japan (IX 1690- X 1692). Er wäre über Java und die Kapkolonie nach Europa zurückgekehrt, sei 1694 in Leiden zum Doktor der Medizin promoviert worden. Danach habe er sich in Lieme niedergelassen. Man hätte ihn zu ärztlicher Tätigkeit, u. a. als Leibarzt seines Landesherrn, genötigt. So habe er erst spät beginnen können, teils schon auf Reisen angefangene Manuskripte zu publizieren, doch verblieben die meisten ebensolche und wurden zum Teil nach seinem Tod veröffentlicht (DOHM in KAEMPFER 1777: XVff., FALKMANN 1882, MEIER-LEMGO 1974).

Es fragt sich nun, inwieweit in KAMPFERS „Geschichte“ zoogeographisch relevante Inhalte zu finden sind. Danach wären die Fragen nach Kap. 1 zu beantworten.

6.2 Ansichten

KAEMPFERS „Geschichte“ war in fünf Bücher gegliedert, wobei die ersten drei zu KAEMPFER (1777) und die letzten beiden zu KAEMPFER (1779) gehörten. Das „erste Buch“ war folgenden Inhalts: „Welches die Reise von Batavia über Siam nach Japan, und allgemein historische-geographische Nachrichten von Japan, zum Theil auch von Siam einschließt“ und reichte von Seite 1 bis 160. Darin fanden sich zwei Kapitel über Tiere: „Zehntes Kapitel. Von den vierfüßigen Thieren, Vögeln, kriechenden und fliegenden Insekten des Landes.“ von Seite 139 bis 149 und „Eilftes Kapitel. Von Fischen und Muscheln.“ von Seite 150 bis 160. Allerdings waren Nachrichten über Tiere noch in

andere Kapitel des Werkes eingestreut. Die anderen Bücher der „Geschichte“ befassten sich mit der Politik, der Religion, der Stadt „Nangasacki“ und dem Handel Japans sowie mit den Reisen KAEMPFFERS an den japanischen Hof. Zudem gab es im zweiten Band einen Anhang mit Auszügen aus einem anderen Werk KAEMPFFERS.

In der undatierten „Vorrede des Verfassers“ zum ersten Band der „Geschichte“ legte KAEMPFFER dar, dass er vom persischen Hof aus „noch einige Jahre auf die Reise durch die entfernten Länder Asiens und die Kenntnis noch mehrerer Völker und Länder“ wenden wolle, weil Deutschland von Kriegen überzogen wurde [Neunjähriger & Großer Türken-Krieg – M.W.], er sich „algemeinen Uebel und vom Feinde erzwungnen Kriegsbedingungen“ nicht „unterwerfen“ wolle. Den Unterhalt auf Reisen würde er im „eigenen Schubsack suchen“ müssen, also in seiner „medizinischen und chirurgischen Praxis“. Daher habe er bei der Niederländischen Ostindien-Kompanie als Schiffs-Chirurg angeheuert (KAEMPFFER 1777: LXIII). Interessant ist die ironische Beschreibung des seinerzeitigen Wirkens der Niederländer in der Welt, wobei Japhet (Jafet), Sem und Cham (Ham) nach 1 Mose 9,20-28 die Söhne Noahs, nicht Abrahams, gewesen seien und als die „Stammväter“ der Europäer, Asiaten und Afrikaner galten. Wie DOHM, der den ersten Satz korrigierte und kommentierte, hielt KAEMPFFER offenbar wenig von der Art und Weise, wie die Niederländer mit den von ihnen unterworfenen Menschen umgingen, vermochte sich aber des Respekts vor ihren organisatorischen Leistungen nicht zu entziehen. Er glaubte offenkundig an einen persönlichen Gott, die mosaische Geschichte und an einen jederzeit überall persönlich handelnden Gott:

„Dieser japhetische Spross (die Holländer) genießt vor allen andern europäischen Nationen vorzüglich des Segen Abrahams, #) [Fußnote von DOHM: „#) K. verirrt sich ein wenig. Er will sagen: Noahs, der indes wohl wenig an die Holländer denken mochte, als er Japhet mit den Hütten seines einen Bruders und mit der Slavery des andern besegnete. Doch passen die Besitzungen der holländischen Compagnie in Asien und ihre Negersklaven hier ganz artig.“] daß er in den Hütten Sems wohnt und sich der Knechtschaft Chams bedient. In der That hat diese Nation durch Gottes Schickung und ihre kluge und glückliche Einrichtung jetzt ihren Arm durch ganz Asien bis an seine äußersten östlichen Grenzen ausgestreckt. Sie hat auch besonders das Glück, immer viele vortrefliche Männer in Diensten zu haben, durch die sie ihre Besitzungen und Anstalten in gutem Stande erhält.“ (KAEMPFFER 1777: LXIV).

KAEMPFFER (1777: LXIVf.) wies darauf hin, dass es seinerzeit nur den Niederländern und Chinesen erlaubt war, eine eng abgegrenzte Handelsniederlassung in Japan zu betreiben, und dass den Japanern jeder enge Kontakt mit den Ausländern bei strenger Strafe verboten worden war. Ihm sei es dennoch gelungen, zu Auskünften über das Japanische Reich zu gelangen, wobei loben, schmeicheln, ärztliches, astronomisches und mathematisches Wissen vermitteln und „silberne Schlüssel“ die Hauptrolle gespielt zu haben scheinen (KAEMPFFER 1777: LXIVff.). Über die Qualität seines Japan-Werkes, in dem auch Japaner auf Kupfern sachlich gezeigt wurden, schrieb er:

„... und ich kann versichern, daß sowohl die Beschreibungen und Nachrichten, als auch die beigefügten Figuren, völlig der Wahrheit gemäs und ohne alle Uebertreibung oder Hyperbel sind. Die Figuren sind zwar etwas unlieblich, aber doch wahr und eigenhändig. Die Beschreibungen sind manchmal abgebrochen und stückweise; aber doch nur, wenn sie das Verborgne und Innere des Reichs betreffen.“ (KAEMPFFER 1777: LXIVf.).

KAEMPFFER äußerte sich zu einigen allgemeinen Eigenschaften der Japaner, und zwar keineswegs auf dünnliche, eher auf wohlwollende Art und Weise. Allerdings darf nicht übersehen werden, dass auch hierdurch die Eigenschaften der Menschen in Japan pauschalisiert worden sind, zumal KAEMPFFER (1777: LXVIff.) nach seinen eigenen Angaben nahezu ausschließlich mit Angehörigen der gebildeten und höheren Schichten Japans einigen Umgang hatte. Er lieferte hier also eher ein Bild dieser Menschen als eines der ganzen „Nation“:

„Aber nein, lieber Leser! so schwer wie es vorgestellt wird, und wie die japanische Regierung von ihren Unterthanen fodert und durch alle mögliche Vorsicht wirken wil, - hält es dann doch nicht, Nachrichten von der Verfassung in Japan einzuziehn. Die Japaner sind ausnehmend beherzt, herrisch und klug und lassen sich durchaus nicht durch einen Eid binden, den sie zu denen ihnen selbst unbekanten, und von ihnen nicht geglaubten Göttern und Geistern schwören. Nur allein die obrigkeitliche Strafe des Eidbruchs, wenn er verrathen würde, kan sie zurückhalten. Und nun ist diese Nation, ohngeachtet ihres Stolzes und kriegerischen Geistes, doch ausnehmend freundlich, umgänglich und besonders so neugierig, als nur irgend eine Nation seyn kan. Besonders sind die Japaner sehr begierig, von den Geschichten, Verfassungen, Künsten und Wissenschaften fremder Völker etwas zu erfahren.“ (KAEMPFFER 1777: LXV).

Ganz anders urteilte KAEMPFER über die Menschen auf der seinerzeit ziemlich oft durch Schiffe angelaufenen Insel „Pauli Timon“ [Pulau Timen – M.W.] östlich der Malakka-Halbinsel. Hier wurden deren körperliche, geistige und kulturelle Merkmale in einer bunten Mischung erzählt, woraus sich ein wenig schmeichelhaftes Bild ergab. Unbelegt blieb dabei der Vorwurf, dass es sich um „Banditen“, also außerhalb des Gesetzes stehende Menschen handele, zumal zuvor erwähnt worden war, dass es vom König eingesetzte Verwalter aus ihren eigenen Reihen gab. Die Hautfarbe der Einwohner wurde mit der der Japaner verglichen und ein Einfluss des Grades der Sonneneinstrahlung postuliert. Die natürlichen körperlichen Eigenschaften wurden allerdings als solche, also für sich allein genommen, nicht in diskriminierender Weise dargestellt:

„Die Einwohner sind eine Art Banditen, welche die Insel schon von langer Zeit her besessen und sich sehr auf derselben vermehrt haben. ... behauptete, die Zahl der Einwohner belaufe sich auf 2000; man kan aber kaum die Hälfte glaubwürdig annehmen. Diese Einwohner leben hin und wieder zerstreuet, in kleinen schlecht gebaueten Häusern oder Hütten ... Diese Menschen sind ziemlich belebt und nicht hässlich, etwas schwärzer als die Japaner, und freilich auch der Linie näher als diese. Einige kamen mir, nach dem Gesicht zu urtheilen, sehr ungesund vor. Sie ziehen ... die Barthare sich ganz aus, daß sie wie alte Weiber aussehn. Die meisten sind der mohammedanischen Religion zugethan, welche sich durch ganz Indien sehr weit verbreitet hat. Ihre Kleidung besteht blos in einem Tucho um die Schaamtheile, das aus einer Baumrinde sehr grob gewirkt ist. Eben ein solches Tuch ...tragen sie um den Kopf ... Das Geld schienen sie gar nicht zu kennen ...“ (KAEMPFER 1777: 9f.).

Es stellte für KAEMPFER offenbar kein Problem dar, Berichte von Dritten über solche Menschen, die er nicht selbst erlebt hatte, wiederzugeben. Auch hier handelte es sich um eine Mischung aus körperlichen, geistigen und kulturellen Merkmalen, wobei die ersteren erneut für sich genommen nicht in absichtlich diskriminierender Weise ausgedrückt worden sind. Der makabre Scherz des Scheinbeschusses durch die sich überlegen fühlenden Schiffsleute fand keine Kritik. Der Wille zur Kontaktaufnahme mit fremden Seefahrern, zum Handeln und zum Erlernen fremder Sprachen widersprachen der Einschätzung, dass die Einwohner der Nikobaren „noch ganz wild“ wären, doch fiel das KAEMPFER nicht auf. Dass die Beschreibung der Einwohner der Andamanen durch die „Brachmanen“ aus religiösen und kulturellen Gründen tendenziös erfolgte, also chauvinistisch war, ging ihm anscheinend ebenfalls kaum auf:

„Die Menschen auf den nicobarischen Eilanden ... sollen, wie ich von verschiedenen Bothsleuten, die Augenzeugen waren, gehört habe, so treffliche Schwimmer seyn, daß sie dem Schiffe im vollen Segeln nachschwammen, und es erreichten ... klettern sie mit ungemeiner Geschwindigkeit an jedem Orte des Schifs ... hinauf. Sie sollen durchgehends sehr große, starke Menschen seyn, mit breitem Munde und großen Zähnen. Wenn blos zum Scherz geschossen wurde, tauchten sie alle unter Wasser ... Die Portugiesen kommen sehr oft auf die Inseln, um den Einwohnern Ambra abzukaufen. ... Sie haben ihre eigne Sprache, verstehn aber doch etwas malayisch, portugiesisch und holländisch. Es ist gewis, daß sie noch ganz wild sind, und Europäer, die ihnen in die Hände fallen, fressen. Doch sollen sie bei weitem nicht so grausam seyn, als die Bewohner der Andemansinseln, welche nicht gar weit von den nicobarischen, Bengalen zu, liegen. Die Brachmanen behaupten, daß die Einwohner der Andemanseilande eingefleischte Teufel wären, daß die Selen der verdamten Menschen in sie fahren, und daß sie alle hinten einen fingerlangen Schwanz haben. ... Diejenigen aber, welche ein Schiffbruch oder Zufal hieher verschlägt, können sich nicht viel Gutes versprechen.“ (KAEMPFER 1777: 14f.).

Interessant ist, dass KAEMPFER (1777: 25) das „Königreich Siam“ unter die „schwarzen Nationen in ganz Asien“ zählte. Über den seinerzeit in Siam amtierenden „Reichskanzler und Direktor aller auswärtigen Geschäfte“ hieß es, er sei „ein sehr wohlgebildeter, ansehnlicher Man“ gewesen, „dessen gleichen ich unter dieser schwarzen Art Menschen, (die alle sehr klein sind, und wie halbe Meerkatzen aussehn,) nicht mehr gefunden habe“ (KAEMPFER 1777: 32). Über die Einwohner von Laos sagte KAEMPFER (1777: 36) aber, dass sie „gelber“ als die „Sineser“ seien, über Einwohner der Hauptstadt Siams, dass sie eine „kastanienbraune Haut“ hätten (KAEMPFER 1777: 39). Die „Oni“ und eine weitere indigene Gruppe in Japan seien „schwarz“, die Japaner „ziemlich braune Menschen“ (KAEMPFER 1777: 108, 110). Es drängt sich der Eindruck auf, dass KAEMPFER lediglich empirische Umschreibungen benutzte, wenn er von einer „schwarzen Art Menschen“, von „schwarzen Nationen“ oder von „kastanienbrauner Haut“ redete, wobei er mit „schwarz“ anscheinend lediglich eine irgendwie dunklere Hautfarbe als die der Europäer meinte. Er verfolgte also wohl kein theoretisches Konzept zur Bezeichnung der Hautfarbe von Menschen; möglicherweise gab es damals kein solches in Europa. Es war eben die Zeit vor den Versuchen, „Varietäten“ oder „Rassen“ von Menschen wissenschaftlich zu definieren, was dann von den an

der Ausbeutung und Unterdrückung von Menschen interessierten Europäern missbräuchlich zur Entwicklung des Rassismus genutzt wurde. KAEMPFER konnte abwertend über den Körper von Menschen sprechen, wie die Bezeichnung der Siamesen als „halbe Meerkatzen“ zeigt.

Religionen fremder Völker und deren Götterbilder und Gotteshäuser wurden durch KAEMPFER als der christlichen Religion nicht gleichwertig betrachtet. So wurde in Siam bei solcher Gelegenheit von „Abgöttern“, „Götzen“, „heidnischen Götzen“, „abscheulichen Gestalten und Nebengötzen mit Teufelsgesichtern“ bzw. von „Tempeln“ gesprochen. Die Einwohner waren für ihn, obwohl er das Vorhandensein einer Religion einräumte, nur „Heiden“, der Religionsgründer ein „Verführer“. Die buddhistischen Mönche benannte er mit dem französischen Wort „Talapoin“, welches auf die vorgebliche Ähnlichkeit ihres äußerlichen Erscheinungsbildes mit afrikanischen Talapoin-Affen (Zwergmeerkatzen) Bezug hatte. Den chauvinistischen Inhalt nahm er nicht wahr oder wollte ihn nicht wahrnehmen, vielleicht auch, weil er vorgab, dass das Wort „Talapoi“ die Bezeichnung für buddhistische Mönche in Pegu sei (KAEMPFER 1777: 20, 44, 48, 49, 50), doch nannte er selbst alle Siamesen „halbe Meerkatzen“ (s. o.). Dass Siam „mit Pfaffen und Mönchen ganz angefüllt ist“ (KAEMPFER 1777: 39), also mit buddhistischen Geistlichen, war sicherlich als Seitenhieb auf die Katholiken und deren zahlreiche Klöster in Europa zu verstehen. Immerhin räumte KAEMPFER (1777: 39) ein, dass die „Tempel“ in Siam den Kirchen in Europa „an äußerer Schönheit“ „weit vor gehen“. Die damals durch katholische Orden in der Hauptstadt Siams betriebenen Gotteshäuser wurden nicht „Tempel“, sondern „Kirchen“ genannt (KAEMPFER 1777: 42), soviel Ökumene musste wohl sein. KAEMPFER (1777: 48ff.) glaubte übrigens, beweisen zu können, dass „Budha“ entgegen der Auffassung der Vertreter seiner Religion keineswegs ein „Asiate oder Indianer, sondern ein memphitischer ... Priester und Mohre gewesen sey“. Den Japanern und Chinesen wurden zwar „Religionen“ zugestanden, doch nannte KAEMPFER (1777: 101, 114) diese auch „Götzendienst“, die Götter „Götzen“, die Gotteshäuser „Tempel“ oder „Götzentempel“ und die Lehren „Fabeln“. Die japanische Götterwelt sei nach KAEMPFERs (1777: 115; s. a. KAEMPFER 163ff., 251ff.) Ansicht „so beschaffen, daß sie vor einem einzigen Blick des gesunden Menschenverstandes von selbst zerfällt, und also gar keiner Wiederlegung bedarf“. Das Wirken der katholischen Missionare in Japan wurde zunächst gelobt, dann aber ihre Vernichtung durch den japanischen Herrscher als ein Ergebnis dessen „gerechten Zorns“ über die „ehrfürchtigen Absichten und unruhvollen Unternehmungen der Missionaren (die weltliche und geistliche Belohnung ihrer Arbeiten zugleich verlangten)“ benannt (KAEMPFER 1777: 252). Die Haltung des evangelischen Christen KAEMPFER zu nichtchristlichen Religionen und zu verwandten christlichen Konfessionen kann demnach als ausgeprägter religiöser Chauvinismus bezeichnet werden.

Das „Zweite Buch“ der „Geschichte“ über die „Politische Verfassung des japanischen Reichs“ begann mit einer Einteilung dessen politischer Geschichte in eine „fabelhafte“, eine „zweifelhafte“ und eine „gewisse Epoche“, wobei die Nachrichten herablassend ausfielen, das sowohl über die daran nach Ansicht der Japaner beteiligten Götter als auch über die Lebensweise der Japaner selbst („zerstreuet in Horden“, „ganz abgesondert im Stande der Natur und Freiheit ohne festgesetzte Regierungsform und ohne alle Künste und Wissenschaften“, „ungemeine Sorgfalt“ für die Person des Kaisers, die „lächerlich und ungereimt erscheinen“ müsse) (KAEMPFER 1777: 163ff.). Auch wenn Errungenschaften der japanischen Kultur durchaus genannt und gelobt wurden, waren herablassende Aussagen auch in den folgenden „Büchern“ in KAEMPFER (1777, 1779) immer wieder zu finden. Es handelte sich eben um den bis heute üblichen europäischen kulturellen Chauvinismus. Mithin stand KAEMPFER der Gruppe von Naturforschern des 18. Jahrhunderts näher, welche eine dünnlich bewertende Verknüpfung körperlicher, geistiger und kultureller Merkmale bei Menschen betrieb, als der entsprechenden Gruppe, die solches Tun eher vermied (WALLASCHEK 2019e: 53, 2019f: 60, 2020a: 58, 2020c: 59, 2021e: 53ff., 2023d: 36).

Einem konkreten System der Natur folgte die Behandlung der Tiere in der „Beschreibung“ nicht. Nicht einmal die übliche Abfolge „Vierfüßer“, Vögel, „Amphibien“ und „Fische“ wurde eingehalten. Vielmehr wurden die beiden Tierkapitel nach Land- und Wassertieren eingerichtet. Auch innerhalb der beiden Kapitel wurden die Taxa jeweils ziemlich ungeordnet abgehandelt. KAEMPFER nutzte nahezu ausschließlich überkommene Trivialnamen für Tiergruppen und „Arten“. Bei weitem nicht alle Zootaxa waren „Arten“. Nicht selten handelte es sich um höhere Taxa oder wurden nur einige „Art“-Beispiele für sie beigebracht. Als Bezeichnungen für taxonomische Kategorien verwendete

KAEMPFER (1777: 9f., 32, 126) die Termini „Art“, das auch in logischem Sinne, und „Geschlecht“ im Sinne von Gattung sowie zudem im logischen Sinne. Im Allgemeinen ging KAEMPFER wohl von einer natürlichen Fortpflanzung der Tiere über Eier und Jungtiere aus, doch widersprach er bei dem „Do dsjoo“ nicht einer Erzählung über dessen, allerdings „durch Kunst“ hervorgebrachte Urzeugung (KAEMPFER 1777:156). Im Kapitel „Von den vierfüßigen Thieren etc.“ berichtete KAEMPFER (1777: 139f.) über eine Reihe von „erdichteten Thieren“, „welche die Japaner von den Sinesern angenommen, und bos in der Einbildung und in den Schriften, aber nicht in der Natur gefunden werden“. Damit leistete er einen Beitrag zum Verständnis japanischer Erzählungen und Schriften, wirkte also hier frühaufklärerisch.

6.3 Anthropogeographie

KAEMPFER (1777: 97) äußerte sich in einem eigenen Kapitel „Ueber den Ursprung der Japaner“. Er ging von der Ansicht „unsrer meisten Geographen“ aus, „daß die Japaner von den Sinesern herkommen, und erzählte danach zwei der üblichen Geschichten darüber, die er aber als Fabel bzw. nicht den Ursprung der Japaner betreffend verwarf. Sodann erklärte er, dass er sich bei der Ergründung des Ursprungs der Völker von deren Sprachen leiten lassen wolle. Bemerkenswert ist, dass KAEMPFER von einer permanenten „Vermischung“ der „Nationen“ ausging. In diesem Zusammenhang ist es interessant, dass er das Wort „Colonie“ anscheinend im Sinne des Aussendens oder der Wanderung von Angehörigen eines Volkes in andere Gebiete (Kolonisation) gebraucht hat, nicht im Sinne der gewaltsamen Besetzung und Besiedelung fremder Länder und der Unterdrückung und Ausbeutung der indigenen Bevölkerung (Kolonialismus):

„Es ist eine ganz unstreitige Wahrheit, daß die Sprachen und deren Eigenthümlichkeiten das sicherste und untrügliche Mittel sind, dem Ursprunge und den ältesten Zusammenfügungen der verschiedenen Nationen nachzuspüren. ... Bei den Pohlen, Böhmen und Russen beweist ihre gemeinschaftliche slavonische Sprache, daß alle diese Völker slavischen Ursprungs sind. Die Hoch und Niederdeutschen, die Dänen und Schweden haben gleichen Ursprung, und ihre Sprachen kommen alle in der gothischen zusammen. ... Auf eben dem Wege ... mus man nun auch die Entstehung und Vermischung der Völker in andern Welttheilen erweisen. ... Eben so findet man auch in der javanischen, singalesischen, gemeinen malabarischen und andern indischen Sprachen den Beweis, was aus der Geschichte ohnedem schon genug bekant ist, daß diese Nationen beständig durch Ueberwinder und Ueberwundene, ausgesandte Colonien u. s. w. unter einander vermischet sind.“ (KAEMPFER 1777: 98).

Hinsichtlich der japanischen Sprache bestritt KAEMPFER zwar nicht, dass Wörter noch anderer Sprachen, so der chinesischen, Eingang gefunden hätten, das aber nur in geringem Maße. Für ihn stand also fest, dass die Japaner sich nur sehr wenig mit anderen Völkern vermischt hatten:

„Wolte man nun die japanische Sprache durch alle ihre Worte und Eigenschaften nach der Strenge einer spanischen Inquisition untersuchen; so würde man sie von aller Vermengung und Vermischung mit andern Sprachen ihrer Nachbarn, aus der man die Verwandtschaft und den Ursprung der Nation muthmaßen könnte, ganz rein und frei finden. ... Die hieher übergesetzten Sineser sind auch niemals so viel gewesen, daß sie die japanische Sprache hätten ganz verändern können ...“ (KAEMPFER 1777: 99f.).

Als weitere Belege, dass die Japaner keinesfalls von den Chinesen abstammen würden, führte KAEMPFER (1777: 100f.) die „eigenthümliche Natur und Construction der japanischen Sprache“, die Unterschiede der Religionen, der Buchstaben und der „Charakter“, der „Lebensart“ und der „Gemüthsart“ an. Daraus lasse sich ableiten, „daß die Japaner eine selbstständige originale Nation sind“ (KAEMPFER 1777: 101). Darauf legte er Herkunft, Wanderung und Etablierung der Japaner auf ihren Inseln auf der Grundlage der mosaïschen Geschichte (1 Mose 11,1-9) dar, wobei er das letztendliche Vorkommen der Völker als durch Gott bestimmt ansah:

„Diese [japanische Nation] müste also ohne Zweifel unmittelbar von den babylonischen Völkern nach diesen Inseln ausgezogen seyn; ob es sich gleich nicht bestimmen läst, wie lange sie auf ihrer Reise dahin mögen zugebracht haben. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß sie sich unterwegs bei andern Völkern nicht lange aufgehalten oder wenigstens mit denselben sich nicht vermischt haben, weil sie sonst ihre in der babylonischen Verwirrung erhaltene selbstständige Sprache nicht ohne den Zusaz fremder Worte würden haben erhalten können. Hat also unsre japanische Nation diesen äußersten Winkel der Erde eben so bald und glücklich, wie der Sineser, Tunkiner und Siemer das ihnen von Gott bestimmte Land aufgefunden und erreicht; so ist zu vermuthen, daß sie auf einem solchen Weg und Landstrich bei ihrer Wanderung müsse gekommen seyn, der sie grade und bald an die östlichste Gränze

von Asien brachte und ihr daselbst dann den ferneren Weg zu dieser großen Insel vor Augen legte.“ (KAEMPFER 1777: 101f.).

Anschließend postulierte KAEMPFER (1777: 102), dass die am weitesten entfernten Länder, „wenn sie nur einen gemäßigten Himmelsstrich hatten, nicht zuletzt ihre Bewohner erhielten“; er meinte also, dass solche Länder nicht nur fruchtbar, sondern durch die Lage am Meer oder zwischen Flüssen und Gebirgen sicher, daher begehrt gewesen seien. Zudem hätten die „landsuchende Menschen besonders solchen Wegen nachgespürt“, „die ihnen Nahrung für Menschen und Vieh anboten“, insbesondere die Ufer fischreicher Seen und Flüsse. Auf dieser Grundlage stellte er sodann die Besiedlung Asiens und Europas durch verschiedene Menschengruppen dar:

„Da nun die Menschen nach der babylonischen Sprachverwirrung sich in verschiedene Gesellschaften vertheilten, und nach allen Seiten in die unbewohnte Welt hineinreiseten, um sie zu bevölkern, so war nichts natürlicher, als daß sehr zahlreiche Haufen von Menschen sich nach den nordwärts gelegnen fischreichen beiden Meeren, dem kaspischen und dem schwarzen wandten. Und so bekamen also die hyrkanischen Gründe zwischen dem Kaukasus und kaspischen Meere, als die anlockendsten Gegenden von ganz Persien, zuerst ihre Bewohner; auf diese folgten ohne Zweifel zuerst die gesegneten Länder zwischen den beiden Meeren. Andre Haufen, die an dem Seeufer bis zu den Mündungen der beiden großen Flüsse Tanais (Don) und Wolga fortzogen, wollen wir immer diesen Flüssen nachgehn lassen, bis sie zu ihren Aufenthaltsort werden gefunden haben. Wir haben es hier vornemlich mit denen zu thun, die sich an das östliche Ufer des kaspischen Meers wandten. Einige Haufen, die hier dem großen Flus Oxus oder Dsjehuun bis zu seiner Quelle nachgiengen, kamen natürlich in das Herz des herrlichen und fruchtbaren Indiens, und vermuthlich auch ohne große Mühe bis an den Ursprung des großen Ganges. Hier durften sie nur den verschiednen und sich weit verbreitenden Armen dieses Strohm nachgehn, um in Bengalen, Pegu, Siam und alle diese Länder eher einzudringen, als wenn sie die noch bis auf den heutigen Tag wüste und ungebahnte maharinnische Gebirge hätten übersteigen, oder auch die dürrn Sandwüsten Siftuun oder Sablistuun durchwandern müssen. ... mus ich noch vorher erwähnen, daß an der Ostseite des kaspischen Meers sich gleich anfangs eine sehr ansehnliche Nation der jetzt sogenannten Türken und Yusbeken niedergelassen habe. Dieses Volk hat sich von den Ufern des kaspischen Meers bis an die Gränzen von Kitaija (Sina) zwischen dem 40ten und 50ten Grad N. Br. weit ausgebreitet ... Von diesen Türken oder Turkmanen sind nun ausgegangen die dagestansche und nagayische Tataren; die tatarische Einwohner des Reichs Casan; hinter denselben die boskarische Tataren; auch die Einwohner der Provinz Mogestaaan in Persien, und endlich die in diesem Reiche mit schwarzen Zelten umherziehende Hirten. ... Eben so mus man auch die krimmischen Tataren, welche sich am schwarzen Meere zwischen Dnieper und Don niedergelassen haben, hieher rechnen. Und endlich sind noch eben dieses Ursprungs diejenigen Haufen, welche ... Sinchis Chan ... in einem Feldzuge nach Pohlen aussandte, welche, da ihre Unternehmung unglücklich ausfiel, lieber diesen damals noch unbewohnten Pontus zu ihrem Aufenthalt erwählen, als ohne Ehre in ihr Vaterland zurückkehren wollten. ... Wir wollen uns auch nicht weiter um die Völker bekümmern, die den fischreichen Flus Jaik hinaufgiengen, oder die die Quelle des großen Oby fanden, und an diesem Strohme hinunterwanderten. ... Hier wollen wir auch weiter nicht untersuchen, welchen Weg die Sineser dahin genommen haben mögen. Vom kaspischen Meer bis an die Gränzen ihres Reichs darf man nur sechs Monate reisen.“ (KAEMPFER 1777: 102ff.).

Nunmehr konnte sich KAEMPFER der Wanderung der Japaner zuwenden:

„Um nun endlich unsrer nach Japan bestimmten Colonie näher zu treten, so mache ich mir von ihrer Reise ohngefähr folgende Ideen. Wie sie die N. O. Seite des kaspischen Meers oder die Gegend Mien Kif j Laag erreichten, und die daselbst entspringende Flüsse etwas hinaufgiengen; kamen sie endlich in einen gras- und wasserreichen Weg, der sich östlich hinabzog, und in welchem die großen Flüsse Irtisj, Jenisi, Silinga und Arguun ihren Ursprung nehmen. Hier fanden sie es nun natürlich rathsamer, diesen mit einem güthigen Himmelsstrich gesegneten Weg nebst ihrem Vieh zu verfolgen, als sich rechter Hand in die dürrn und heißen Länder ... zu begeben, oder sich linker Hand in die kalten, nordlichen Gegenden zu wenden. ... So kamen sie almählig an den See Arguun, der Quelle des wasserreichen Flusses dieses Namens, der sie hundert deutsche Meilen weiter an den großen gerade nach Ost oder Ost-Süd-Ost fließenden Strohm Amur brachte. Diesem giengen sie dann in dieser Richtung etwa noch 200 deutsche Meilen nach, da er sie dann endlich an das östlichste Ufer Asiens und in das gegen Japan hervorstehende unbewohnte Land Corey brachte. Sollten aber unsre Wanderer es sich haben einkommen lassen, den Flus Jenisea hinunter zu gehn; so haben sie vermuthlich nach einer Reise von 150 deutschen Meilen unter 55 Gr. N. Br. einen anderen vielleicht noch bequemern Weg bis zu dem Amurflus angetroffen ... Nachdem wir unsre Kolonie nun einmal bis nach Korea gebracht haben, können wir sie mit geringer Mühe und in einigen schlechten Kähnen nach Japan und zwar zunächst nach der hervorstehenden Provinz Nagathe überbringen. Denn man kömmt durch die zwischenliegende viele kleine Inselchens sehr leicht auf die Eylande Tsusima und Iki und von letzterer auf das feste Land Japan.

... Sollte Jemand glauben, man könne die ersten Bevölkerer von Japan durch die östliche Tatarei und Jeso leichter hieher bringen; so habe ich nichts dagegen, und glaube wenigstens annehmen zu können, daß die amerikanischen Kolonien diesen Weg genommen haben. ... daß unsre nunmehr Angelandete sich nicht an dem nächsten Ufer sogleich werden fest niedergelassen haben. Sie folgten vielmehr ihrer Gewohnheit gemäs denselben immer weiter nach, bis sie endlich die äußersten und südlichsten Grenzen erreichten ...“ (KAEMPFER 1777: 106f.).

Eine hierzu passende Stelle in der „Geschichte“ ist die, in der KAEMPFER (1777: 80) nach dem Übergang der Menschen von Asien nach Amerika gefragt hatte. Er erwähnte ebenda eine aktuelle „Charte von Sibirien“, auf der ein „ostwärts ablaufendes Vorgebürge“ eingezeichnet gewesen sei. Seine Informanten glaubten, „daß diese Erdenge nach einem großen festen Lande zulaufe und mit demselben zusammenhänge“. Doch sei diese „Erdenge“ „so bergicht, klippenvol und rauh durchwachsen, daß man jezt gar nicht würde durchkommen können, wenn auch gleich die ersten Völker hierüber ihren Weg nach America möchten genommen haben“. Mithin gab KAEMPFER den Kenntnisstand der Geographie zur Frage des Landzusammenhangs zwischen Asien und Amerika wieder und erwähnte eher nebenbei die mit der mosaïschen Geschichte nicht im Widerspruch stehende Vorstellung des historischen Übergangs der Menschen von Asien nach Amerika.

Des Weiteren beschrieb KAEMPFER die dauerhafte Etablierung der Japaner:

„Wir werden ziemlich bei unsrer Materie bleiben, wenn wir hier nun auch noch etwas über den almählichen Wachsthum dieses Volks beifügen. Es hat sich ohne Zweifel viele Jahre durch mit wilden Kräutern, Fischen, Schnecken u. s. w. ernährt, und dann sowol durch eigne Fortpflanzung, als auch viele aus Sina, Corey und andern umliegenden Ländern hinzugekommene Fremde immer weiter vermehrt. ... Eine so almähliche Ueberkunft der Fremden erklärt es dann aber auch sehr gut, daß so wenig fremde Worte in der japanischen Sprache sich festgesetzt haben. ... Noch müssen wir bei der Bevölkerung von Japan darauf rechnen, daß an dieser mit der ungestümen See umgebenen kleinen Welt natürlich sehr oft verschiedene Schiffe antreiben und scheitern musten, und daß die am Leben erhaltne dann fast gezwungen waren, bei den Einwohnern zu bleiben.“ (KAEMPFER 1777: 107).

KAEMPFER wies auf das Vorhandensein von Völkern in einigen Teilen Japans hin, deren äußere Erscheinung von derjenigen der Japaner abweiche und deren Existenz auf den Inseln er als Folge von „Sturm und Schifbruch“ interpretierte; er hielt sie also für Abkömmlinge benachbarter Länder und nicht für indigene Völker. Er übernahm die diskriminierenden Bezeichnungen der Japaner für die „Oni“ [Ainu? -M.W.], obgleich er diese Termini mit einer allgemein chauvinistischen Einstellung der „Japaner“, wahrscheinlich vor allem die ihrer Führungsschichten, gegenüber Fremden zu relativieren versuchte. Offenbar ging diese Einstellung gegenüber den „Oni“ so weit, dass diese mit Krieg überzogen und ausgerottet worden sind:

„Schon vor verschiedenen Jahrhunderten, fanden die Japaner ... die an der Nordseite Japans gelegne Insel Genkaisima mit Oni oder schwarzen Teufeln besezt, die sie bestritten, vertilgten und das Land mit ihrer eignen Nation besezten. Ohne Zweifel waren diese Schwarze durch Sturm und Schifbruch an diese Insel verschlagen. Sie hatten lange, ungebundne Haare, und man fand bei ihnen einen seltsamen fremden Hausrath ... Die Japaner hielten sie entweder wegen ihrer schwarzen Farbe aus Unwissenheit, - oder auch nach ihrer Art, alles fremde zu verachten, für Teufel. Sie pflegen nemlich sehr oft alle andre Länder der Erde außer dem ihrigen Umikokf d. i. Teufelslande zu nennen.“ (KAEMPFER 1777: 108).

„Noch ein zweytes Beispiel einer durch Zufal geschehenen Bevölkerung erzählt die japanische Geschichte von einigen an der Südseite Japans gelegnen Inseln. Man fand hier nemlich gleichfals schwarze Einwohner, die entweder von den Molucken oder malayischen Kaufleuten und vermuthlich durch Schifbruch hieher verschlagen waren ...“ (KAEMPFER 1777: 108).

„Darf man den Erzählungen der Japaner glauben, so ist die nördlichste kleine Insel Kubitesima noch von einer nach der Gestalt, der Sprache und den Sitten völlig unbekanten Nation bewohnt, welche sie Pygmäen, und nach diesen auch die Insel benennen.“ (KAEMPFER 1777: 110).

Nach diesem Überblick über das Wachstum der japanischen Nation auf ihren Inseln und wirklich oder vorgeblich spätere Einwanderer kam KAEMPFER zu dem Schluss, dass sich die Japaner doch verändert hätten, sowohl nach ihrer äußeren Erscheinung als nach ihrer Lebensweise:

„Ueberhaupt aber beweiset die so große und sichtbare Verschiedenheit der Gestalt der Japaner in den verschiedenen Provinzen des Reichs schon ganz überzeugend, daß in dem ersten Stam dieser Nation nach und nach verschiedene fremde Zweige eingepfropft sind.“ (KAEMPFER 1777: 110).

„Und so mus man also die Japaner nach ihrer Wurzel und erstem Ursprunge für eine selbstständige Nation halten, welche den Sinesern in Absicht ihres Herkommens nichts verdankt. Freilich haben die Japaner ihre Sittenlehre, Künste und Wissenschaften von den Sinesern, wie die Römer von den Griechen bekommen; allein nie nahmen sie weder von dieser noch irgend einer andern Nation einen Ueberwinder oder Beherscher an.“ (KAEMPFER 1777: 111).

Für KAEMPFER entsprangen die Japaner, so wie sie im Prinzip noch zu seiner Zeit waren, aus den Menschen einer Sprache, die den Turm zu Babel gebaut hatten. Gott habe diese mit Verwirrung der Sprachen geschlagen (1 Mose 11,1-9), weil sie sich nicht an nur einem Ort versammeln, sondern sich zerstreuen und die Erde bevölkern sollten (1 Mose 1,28). Mithin ging KAEMPFER davon aus, dass die Japaner wie alle Völker unmittelbar durch Gott im Akt der „Verwirrung der Sprachen“ ihre eigene Sprache, ihr Aussehen und ihre Lebensweise erhalten haben und durch Gott unverzüglich aus Babel verwiesen worden sind. Weiter hätten sie dann einen günstigen Weg nach Osten gefunden, wobei KAEMPFER postuliert hatte, dass sie wussten, dass sich in den entfernten Ländern gut würde leben lassen. Woher aber diese lange nur in Babel wohnenden Menschen solches über die zuvor unbewohnten Teile der Erde gewusst haben sollten, erklärte er nicht. Vielleicht ging er davon aus, dass es klar sei, dass Gott allen Völkern vor ihrer Abreise eine Geographiestunde erteilt und ihnen die für sie bestimmten Länder genannt und gewiesen hatte. Die Wanderung über nach Klima und Nahrung recht zuträgliche Landschaften Asiens nach Osten wurde, wenn man von geographischen Unzulänglichkeiten absieht, plausibel erzählt, auch das Übersetzen nach Japan. KAEMPFER hatte demnach eine dynamische Sicht auf deren und anderer Völker Ausgang von Babel. Im Gegensatz zu anderen Völkern, auf die er eine auch historische Sicht hatte, indem er ihnen Vermischung, Aufspaltung und Ausbreitung bescheinigte, maß er den Japanern zunächst keine wesentliche weitere Entwicklung zu, lediglich Wachstum des Volkes auf den Inseln und dessen Ausbreitung über sie. Doch wären im Laufe der Zeit Fremde ins Land gekommen, die Einfluss auf die äußere Erscheinung und die Lebensweise genommen hätten.

KAEMPFERs Hypothese liefert ein eindrückliches Beispiel dafür, welchen bestimmenden Einfluss die Religion auf die Wissenschaft nehmen kann. Im Gegensatz hierzu hat ZIMMERMANNs (1778: 114f.; WALLASCHEK 2011a: 29) Entstehungs-, Vermehrungs-, Auswanderungs-, Anartungshypothese für Gott nur die Schöpfung des *Homo sapiens* gelassen, und zwar auf den ostasiatischen Gebirgen; die starke Vermehrung im Entstehungsgebiet, die deshalb folgende Auswanderung in jegliche Richtungen und die „Anartung“ der Menschen in den erstmals besiedelten Gebieten seien nur auf natürliche Weise erfolgt und mit beachtlichen Veränderungen der Menschen verbunden gewesen, sodass schon während der Wanderung kein Volk so geblieben wäre, wie es war, und sich auch nach der Etablierung verändert habe, mithin das Urvolk nicht mehr bestehe.

6.4 Zoogeographie

Mitteilungen über Zootaxa, die KAEMPFER (1777) beibrachte, stammten teilweise aus eigener Beobachtung, teilweise aus Berichten Dritter, das schon, weil er selbst nicht in der Lage war, Siam und Japan überall zu bereisen. Auch wurde zuweilen die Literatur ausgewertet. Während der Reise und danach betrieb KAEMPFER Faunen- und Quellen-Exploration mit Datensicherung.

Es folgen ausgewählte Beispiele mit zoogeographisch relevanten Angaben zu einzelnen Taxa:

„... 20ten [May 1690] ... Die Insel Pauli Timon [Pulau Tiomen – M.W.] ... Die Einwohner ... Folgende Sachen brachten sie uns an Bord: ... Hüner und eine besondere Art Steinböcke, von röthlicher Farbe, mit langen Haaren und langem wiederstehenden Zahn auf jeder Seite.“ (KAEMPFER 1777: 9f.).

„... 24ten Mai [1690] ... Orte auf der Halbinsel Malacca ... den die Portugiesen auf ihren Charten Buse, die Einwohner ... Terchannu nennen. ... Drei Fischer kamen in einem ihrer Fahrzeuge ... an Bord, und gaben uns ... Fische ... Unter denselben waren Königsfische, ... Pferdeköpfe, wie sie die Holländer nennen, die sonst auch Korkuades heißen; rothe Steinbrassen, Salametien und Jakobus Evers. ... Einige unsrer Leute ... fingen einen schönen Meerstern.“ (KAEMPFER 1777: 12f.).

„... den 28ten [Mai 1690] hatten wir beinahe das Vorgebürge Patany erreicht ... Es kamen einige Fischer zu uns an Bord, und verkauften uns Fische. Unter andern fand ich unter diesen Fischen auch den, welchen unsre Matrosen Seekatze nennen. ... Wir fanden ihn auch in Menge auf unsrer Fahrt nach Japan ...“ (KAEMPFER 1777: 14).

„Den 9ten Jun. [1690] giengen wir mit unsrer Schaluppe den Flus [„Meinam“, Mae Nam Chao Phraya] hinauf, und belustigten uns mit Schießen der Affen, welche sich in Menge am Ufer und auf den Bäumen befinden.“ (KAEMPFER 1777: 19).

„Das siamische Reich ... ist in Verhältnis seiner Größe sehr wenig bevölkert, und meistens nur an den hohen Ufern der Flüsse mit Menschen besetzt. Die vielen Felle von Hirschen und wilden Büffeln ... sind Beweise von den großen Wäldern und Wildnissen im Lande. Man muss sogar auf diese Thiere nur in den nahen Gegenden Jagd machen, und kan sie wegen der vielen Tiger und der Moräste nicht bis in die Tiefe der Wälder verfolgen.“ (KAEMPFER 1777: 35).

„Den 6ten Jul. [1690] ... eine Meile von der See liegende holländische Wohn- und Pakhaus ... des Nachts unter diesem Hause ... ein Tiger ...“ (KAEMPFER 1777: 55).

„Dreierlei Thiere geben den Reisenden auf diesem Flusse [„Meinam“, Mae Nam Chao Phraya] einen unterhaltenden Anblik, besonders auf dem Wege von Bankok bis zum Meere. Sie erscheinen aber gemeinlich erst gegen Abend. Erstlich findet er eine unglaubliche Menge Affen, ... die auf den Bäumen und auch auf dem troknen Ufer müssig und als völlig zahm herumspazieren, gegen Abend aber die höchsten Bäume am Ufer beziehen. Sie sind alsdann hier in so erstaunender Menge, daß die Bäume aussehn, als wären sie mit Raben besetzt. ... Die Affen lieben diese Gegend besonders wegen ihrer Nahrung, die sie auf einem hier häufig wachsenden großen Milchbaum ... finden ... Einen zweiten sehr angenehmen Anblik geben die Lichtmücken, (cicindela) welche einige Bäume am Ufer mit einer Menge, wie eine brennende Wolke, beziehn. ... so viel sich ihrer auf einem Baume verbunden, und durch alle Aeste desselben verbreitet haben ... Die dritte merkwürdige Thierart sind die gemeinen Mücken, welche sich bei Tage etwas sparsamer, des Nachts aber wie Bienenschwärme auf dem Wasser einfinden, daß man sich schlechterdings vor ihnen nicht retten kan.“ (KAEMPFER 1777: 57f.).

„... Bucht von Tunquin ... Den 6ten August [1690] ... Gelegenheit zu fischen ... zwey Hayen (tuberones) von mittelmäßiger Größe ... Man findet diesen Fisch sehr häufig in allen indischen Meeren. ... ein zur Seite anhangendes fremdes Fischlein ... Nicht lange hernach ... einen sehr schönen Meerstern ... heute und die vorhergehenden Tage in dieser Gegend eine Menge ... Seekatzen.“ (KAEMPFER 1777: 60f.).

„Den 21ten Septemb. [1690] ... Insel Matsima ... schien uns auch eine uralte Residenz der Seemeven zu seyn, weil wir diese in großen Haufen auf derselben bemerkten. Das gute Glück bescherte uns in dieser Gegend wieder einen schönen Dorades ...“ (KAEMPFER 1777: 69f.).

„Perlen ... werden hin und wieder um Saikokf in verschiedenen Geschlechtern von Austern und Seemuseln gefunden ... Perlen aus der Muschel Akoja findet man allein um Satzuma und im Seebusen Omra ... Im Fleische der Muschel Tairaggi wird auch bisweilen eine ... Perle gefunden. Man findet sie im Arimaschen Seebusen, zwischen Janagara und Isafage ...“ (KAEMPFER 1777:126f.).

„Vielerlei Seegewächse, platte, nezweise durchgewachsene, steinigte und hornigte Stauden, koralsteinerne Sträucher, rare Ansätze der Klippen, Hörner, Muscheln giebt dieser Meergarten [in Japan] ...“ (KAEMPFER 1777:128).

„Mit vierfüßigen, wilden und zahmen Thieren sind diese Länder [Japans] sparsam versehen. Jene finden wenig unbewohnte Oerter, wo sie sich verbergen und vermehren könnten. Diese werden mehrentheils nur zur Arbeit aufgezogen, und das Fleisch von den Einländern wegen ihres pythagorischen, wiewol kaltsinnigen Glaubens, wenig genossen. Ueberdem wissen auch diese Krautesser, in den engen Grenzen ihres volkreichen unfruchtbaren Landes, den Boden vortheilhafter als zur Viehzucht anzuwenden.“ (KAEMPFER 1777:141).

„Esel, Maulesel, Camele, und Elephanten kent man [in Japan] nicht; Schafe und Ziegen sind vor Zeiten von den Europäern nach Firando gebracht, woselbst man auch noch ihr Geschlecht unterhält. ... Schweine findet man wenig; sie sind zuerst aus Sina eingeführt, und werden nur sparsam von den Bauern in Fisen angezogen ...“ (KAEMPFER 1777:141).

„An vierfüßigen wilden Thieren liefert das Land [Japan] Hirsche, Hasen, und wilde Schweine ... Affen sind hier wenig ... Bären giebt es in den nordlichen Provinzen, aber wenig und von kleiner Art. Tanuki ... scheint wol eine kleine Art von Wölfen zu seyn. Die wilden Hunde haben große weitgespaltene Schnauzen. Itatz ist ... wie ein Muncus, oder kleiner Iltis. Eine andere größere Art wird Tin genant. Sie halten sich in Häusern und unter Dächern auf, beinahe wie zahm. Sie sollen nicht allein Hühner, sondern auch Fische fangen.“ (KAEMPFER 1777:142f.).

„Ratten und Mäuse giebts [in Japan] überflüssig.“ (KAEMPFER 1777:143).

„Füchse giebts [in Japan] gleichfals im Ueberflus. ... Von Tiegern, Pantheren, Löwen und andern reißenden Thieren ist das Land befreiet.“ (KAEMPFER 1777:143).

„Weiße Ameisen [in Japan]. Unter dem schädlichen Ungeziefer sind die vornehmsten, die durch ganz Indien sogenannten weißen Ameisen. ... von den Japanern werden sie do Toos, das ist Durchbohrer genant, weil sie alles, was ihnen vorkomt, außer Erz und Stein, in wenigen Stunden durchfressen ... Sie können blos durch Unterstreuung des gemeinen Salzes abgehalten werden. Ihre Todfeinde sind die schwärzlichen oder wirklichen Ameisen; wo diese hinkommen, müssen jene weichen. Die freye Luft können sie weniger als die Maulwürfe vertragen. ... Ich habe von ihren schnellen und schädlichen Zügen

- viele Exempel gehört. Mir ist selbst in der Festung Coijlang auf Malabar ... begegnet.“ (KAEMPFER 1777:143f.).
- „Millipedes [in Japan] ... sind nicht Aselli oder Kellerschaben, sondern die in Indien sogenannte Tausendbeine ... Sie sind in Indien sehr giftig ... Hier giebt es wenige ... Die Eidexen, welche sich hier aufhalten, sind nur von gemeiner Art.“ (KAEMPFER 1777:144).
- „Es giebt hier [in Japan] wenige Arten von Schlangen. Eine berühmte Art unter denselben Firakutz und Fiba karri genannt ... Diese Art ist mir außerdem nirgend als auf der Küste Coromandel bei den Brachmanen vorgekommen.“ (KAEMPFER 1777:144).
- „Eine ungemein große Schlange Jamakogath ... hält sich gern in Bergen und Wässern [in Japan] auf. Man trifft sie selten an ...“ (KAEMPFER 1777:145).
- „Das wilde von Natur schüchterne Geflügel, ist in den Schranken dieses so volkreichen Landes [Japan] so zahm geworden, daß man viele Geschlechter für häusliche Thiere halten sollte.“ (KAEMPFER 1777:145).
- „Der Tsuru oder Kranig ist der vornehmste, und ein kaiserlich privilegirter Vogel und darf nicht anders als auf Befehl für seine Majestät allein geschossen werden; es geschieht aber dennoch in in Saikokf und andern vom Hofe entfernten Ländern. ... Man findet zweierlei Arten ...“ (KAEMPFER 1777:145).
- „Von Sagi oder Reihern giebt's [in Japan] verschiedene Arten ...“ (KAEMPFER 1777:145).
- „Von wilden Gänsen giebt es [in Japan] zwei Arten, von welchen jede Art sich in Haufen vereinigt. Die erstere ist schneeweis, ... die andere Art ist ganz grau oder aschfarbig. Sie sind in diesen Ländern, und besonders die grauen, in großer Menge, und auch so zahm, daß sie nicht leicht vor einem Menschen auffliegen und völlig zahm scheinen. Sie thun den Aeckern großen Schaden, dürfen aber doch bei Lebensstrafe von keinem beleidigt werden, als von denen, welche die Freiheit selbige zu schießen an gewissen Orten gepachtet haben.“ (KAEMPFER 1777:146).
- „Enten findet man [in Japan] von verschiedener Art, und eben so zahm, wie die Gänse. ... eine Art ... häufig in der Natur ...“ (KAEMPFER 1777:146).
- „Feldhüner sind [in Japan] die gemeinsten Vögel, welche nebst Fasanen, Enten und Gänsen genützt werden.“ (KAEMPFER 1777:146).
- „Man findet [in Japan] wilde Feldtauben ... Störche bleiben das ganze Jahr im Lande. ... Falken werden in den nördlichen Provinzen gefangen ... Habichte findet man hier häufig ... Raben sind ebenfalls häufig ... und sind zuerst als Geschenke aus Sina hieher gebracht worden.“ (KAEMPFER 1777:146f.).
- „So ist auch die Elster zuerst als ein seltner Vogel dem Kaiser aus Corey zugesandt ... sie hat aber ihr Geschlecht in diesem Lande wenig fortgepflanzt.“ (KAEMPFER 1777:147).
- „Europäische blaue Krähen, Papagayen und andre indische Vögel werden hier [in Japan] nicht gefunden. Foken ... ist ein sehr seltner Nachtvogel ...“ (KAEMPFER 1777:147).
- „Misago oder Bisago ist [in Japan] ein Seeraubvogel ... der an einer Klippe sich eine Höhle zu seinem Keller unterhält, wo er seinen übrigen Fischraub hineinlegt.“ (KAEMPFER 1777:147).
- „Möven, Seeraben, und vielerlei kleine Vögel als Holz- und Wasserschnepfen, Schwalben, Sperlinge und viele andere gemeine Vögel, sind hier [in Japan] wie in Europa vorhanden.“ (KAEMPFER 1777:147).
- „Von fliegenden Insekten hat das Land [Japan] Bienen, ... Hummeln, Wespen, Fliegen, Mücken, Feuerfliegen, Neyere, Kricken, Käfer, Heuschrecken ... Diese hat es mit unserm Vaterlande gemein; allein noch außer diesen finden sich einige besondere und merkwürdige Arten.“ (KAEMPFER 1777:148).
- „... Kuma sebi ... Dieses Insekt, desgleichen beim Geßner unter dem Namen Cicada vorgestellt wird ... Die Berge und Büsche [in Japan] sind mit ihrem Geräusch erfüllt ...“ (KAEMPFER 1777:148).
- „Das Wasser giebt zum gemeinen Unterhalt der Japaner, wenn man den Reis abrechnet, eben so viel oder noch mehr als das Land. Denn dieses Meer ist überaus reich an Seekräutern, Fischen und Muscheln ...“ (KAEMPFER 1777:150).
- „... Walfisch ... Dieser wird beinahe um ganz Japan gefangen; aber am häufigsten im See Kumano, welcher die südlichen Ufer der Insel Nipon bespühlet: nach diesen um die Insel Tsusima und Gotho, und hiernächst an den Ufern Omura und Nomo. ... Verschiedene Arten von Walfischen ... Mako [ein kleiner „Walfisch“] ... wird um die östliche Seite von Japan, und am häufigsten bei Kino Kuni und Satzuma gefangen. ... Iwasi Kusira, das ist Sardeinfresser, ... Wir haben ihn gesehen im Monath April, zwischen Caminoseki und Siminoseki; und es dünkt mir, es sei der sogenannte Nordkaper.“ (KAEMPFER 1777:150ff.).
- „Furube ... Aufblaser genant ... Es giebt derselben im japanischen Meer drei Arten, und jede in großem Ueberflus.“ (KAEMPFER 1777:152).
- „Wasserbauch ... Man fängt ihn zwischen Camokura und Jedo; an welchem letzteren Ort ich ihn habe zur Küche bringen sehen.“ (KAEMPFER 1777:153f.).
- „Tai ... ein Fisch, den die Holländer in Indien Steinbrassen nennen. ... Er ist selten. ... der schwarze Steinbrassen ... Sie werden um Saikokf gefangen.“ (KAEMPFER 1777:154).

„Koi, eine Art Barsch oder Karpfen [in Japan] ... wird in süßem Wasser gefangen. Er setzt sich gegen die Wasserfälle und schwingt sich hinauf ... Mar oder Maar ein Salm oder Lachs wird meist in Flüssen und süßen Meeren gefangen.“ (KAEMPFER 1777:154).

„Do dsjoo, auf holländisch ein Puytaal ... hält sich [in Japan] in nassen Reisfeldern und Modderpfützen auf, wie in Deutschland. Es giebt zwey Arten ... Man erzählt, daß sie auch durch Kunst hervorkommen sollen, und zwar aus zerhaktem mit allerlei Unflat vermischtem Stroh; wenn man nemlich dasselbe zur Brütung in freier Sonne mit Moder vermische.“ (KAEMPFER 1777:156).

„Schildkröte. ... Isi cane oder Sanke, das ist Stein- und Bergschildkröte, weil man sie zuweilen an solchen Orten findet. Iso game oder Doo game, das ist fischichte Schildkröte, weil sie sich stets im Wasser bei Fischen aufhält. An den östlichen und südlichen Gegenden Japans findet sich eine so große Schildkröte, daß ihr Schild beinahe einen ganzen Menschen bedekt.“ (KAEMPFER 1777:157).

„Jebi, so werden [in Japan] allerlei Krebse und Garnelen benant, so wol in süßen als salzigen Wassern. ... Dakma Jebi ... werden in süßen Wassern gefangen. ... Kani oder Taschenkrebs, ist der gemeine europäische, der sich in Flüssen aufhält ... Simagami, das ist, gestreifter Taschenkrebs ... werden in der östlichen See, und auch im sirigaischen Meerbusen häufig gefangen.“ (KAEMPFER 1777:157f.).

„Awabi; diese Muscheln ... sitzen tief unter der See [in Japan], ... an den Klippen angeschlossen.“ (KAEMPFER 1777:158).

„Tairagi ... Muschel ... findet sich im Arimaischen Meerbusen ... Um Fake ... eine Muschelröhre ... findet sich allein um Tsjukungo ... Tan Nisi, sind Schnecken ... sie werden aus dem Modder der Reisfelder zur Speise eingesamlet.“ (KAEMPFER 1777:159f.).

Auf der Seereise von Java über Siam nach Japan teilte KAEMPFER Fänge von Meeresbewohnern mit, wobei er zuweilen das Vorkommen der Taxa in anderen Meeresregionen als dem eben befahrenen Fanggebiet angab, z. B. für die „Seekatze“ und die „Hayen“. Für Siam wurden einige auffällige wildlebende Tiere genannt, wobei er sich nicht auf „Vierfüßer“ beschränkte, sondern Insekten einbezog, und die Fundgebiete in der Dimension von Ortschaften, Flüssen und Wäldern angab. Für einige Zootaxa wurde ihr Fehlen in Japan konstatiert, so für „Elephant“, „Tieger“, „Panther“, „Löwe“, „Europäische blaue Krähen“, „Papagayen“. Offenbar war sich KAEMPFER des großen Gewichts der Feststellung des Fehlens einer Art bewusst (vgl. WALLASCHEK 2016f: 22). Bei einigen Vogeltaxa wurde angemerkt, dass man sie auch aus Europa kenne, wie bei „Möven, Seeraben, und vielerlei kleine Vögel als Holz- und Wasserschnepfen, Schwalben, Sperlinge“. Bei weiteren Tieren Japans wurde ihr Vorkommen auch in anderen Regionen festgestellt, so bei den „Weissen Ameisen“, den „Millipedes“, bei der Schlange „Firakutz“, beim „Do dsjoo“, beim „Kani oder Taschenkrebs“. Zwar wurden, mit Ausnahme derjenigen der Seereise, Siams und der in Japan fehlenden Taxa, alle anderen Zootaxa Japan zugeordnet, doch führte KAEMPFER nicht für alle konkrete Fundorte in diesem Gebiet auf. Wenn er Fundgebiete in Japan nannte, hatten diese die Dimension von Meeresbuchten, Küstenabschnitten, Inseln, Provinzen, Städten und Dörfern. Für einen Teil der Zootaxa, aber bei weitem nicht für alle, wurden Lebensräume in Siam und Japan genannt, doch dürfte deren Aufzählung jeweils nur unvollständig gewesen sein.

Für die Zootaxa, die während der Seereise und in Siam gefunden worden waren, lagen konkrete Fundzeiten vor, zudem, wenn auch teils grobe, Fundorte. Es könnten also faunistische Daten sein, doch müssten die systematisch-taxonomischen Probleme gelöst werden. Demgegenüber fehlten konkrete Fundzeiten für Japan. Zwar könnte für alle Taxa dieses Gebietes der Zeitraum von KAEMPFERs Aufenthalt in Japan eingesetzt werden, doch ist es bei den meisten Taxa unklar, inwieweit die Angaben über das Vorkommen tatsächlich nur aus dieser Zeitspanne stammten oder ob nicht Angaben von Gewährsleuten aus früheren Zeiten vertreten waren. Daher ist das Vorliegen faunistischer Daten fraglich. Systematisch-taxonomische Probleme waren aus fast allen zoologischen Textpassagen KAEMPFERs ersichtlich (Kap. 6.2). Die Haustiere wurden, wie in einer naturhistorischen Schrift zu erwarten war, zusammen mit ihnen verwandten wildlebenden Taxa abgehandelt. Nur intern fand eine Trennung statt. So setzte das Kapitel „Von den vierfüßigen Thieren etc.“ mit dem Abschnitt „Vierfüßige, zahme und wilde Thiere“ ein, wobei zuerst die in Japan vorkommenden Haustiere aufgezählt worden sind, danach die Wildtiere. Interessant ist, dass die „Elephanten“ mit den „zahmen Thieren“ aufgelistet wurden, KAEMPFER sie anscheinend in Asien mehr als Haustiere denn als wildlebende Tiere kennenlernte.

Aus der Seereise und aus dem Aufenthalt in Siam könnte man wohl, wenn man die systematisch-taxonomischen Probleme löste, sehr kurze Faunenlisten oder wenigstens einzelne faunistische

Daten erhalten. Falls man bereit wäre, Japan als ein Gesamt-Fundgebiet anzuerkennen, ferner die Zeitspanne für den Aufenthalt KAEMPFRS als Fundzeit für alle Taxa zu akzeptieren, des Weiteren nur die systematisch-taxonomisch sicheren „Arten“ einzubeziehen und alle Haustiere wegzulassen, könnte man wohl eine kurze Faunenliste für das Gebiet extrahieren. Sicherlich wäre die Erstellung einer Prä-Faunenliste und für wenige Zootaxa die von Prä-Fundortkatalogen möglich, jedoch müssten hierfür die systematisch-taxonomischen Probleme beachtet werden. Aufgrund aller dieser Unsicherheiten bildet die „Geschichte“ keine Fauna. Sie kann als ein Beitrag zur regionalen Naturgeschichte aufgefasst werden, das mit nutzungsorientierten, bionomischen und systematisch-taxonomischen Inhalten.

In der „Geschichte“ fielen zoogeographisch relevante Inhalte an, die für die Zoogeographie bei Bedarf nutzbar werden konnten. Zu erkennen ist ein gewisses Verständnis für die Bedeutung der Darstellung des räumlichen Vorkommens von Zootaxa, kaum aber des zeitlichen, wofür auch spricht, dass der Fundzeitraum in Japan (IX 1690- X 1692) bei KAEMPFR keine Rolle spielte. Die theoretische Durchdringung der faunistischen Inhalte der „Geschichte“ lag ihm fern.

Definitionen der chorologischen Parameter Ausbreitung (Extension), Verbreitung (Distribution), Verteilung (Dispersion) und Rückzug (Regression) fanden sich in KAEMPFRS „Geschichte“ nicht. Als Termini traten „hat sich weit ausgebreitet“, „hat sich (sehr) weit verbreitet“, „vertheilten sich“ im Sinne der Ausbreitung auf, dabei teils fälschlich synonym zu Verbreitung und Verteilung. Die Dispersion wurde angedeutet durch: „leben zerstreuet“. Im Sinne von Anthropochorie wurde berichtet, dass manche Tiere nach Japan „gebracht“, hier „eingeführt“ oder hierhin „zugesandt“ worden seien. Die Etablierung der „Schafe und Ziegen“ wurde ausgedrückt als: „woselbst man auch noch ihr Geschlecht unterhält“. Vernichtung von Völkern wurde „vertilgen“, Dezimierung von Tieren zwecks Nahrungserwerbs durch Menschen „fangen“, „schießen“ und „sammlen“ genannt. Die Horizontalverbreitung wurde für mehrere Taxa durch die Angabe einiger Fundorte als Prä-Fundortkataloge beschrieben. Jedoch fanden sich für nicht wenige Zootaxa keine konkreten Fundorte innerhalb Japans. Die Zuordnung zu diesem Raum, wie auch der Zootaxa der Seereise zu bestimmten Meeresgebieten bzw. einiger Tiere zu Siam, stellte immerhin einen Beitrag zur Kenntnis ihrer Verbreitung dar. Die Vertikalverbreitung der Zootaxa wurde durch ihr Vorkommen auf Bergen, wie bei der Schlange „Jamakogath“ und der „Stein- und Bergschildkröte“, sowie „tief unter der See“ bei der „Awabi“-Muschel angedeutet. Eine Klassifizierung oder Quantifizierung der Distribution fand in der „Geschichte“ nicht statt, mit Ausnahme des Terminus „(sehr) weit ausgebreitet“. Doch wurden diese Verbreitungsklassen nicht definiert, ihnen auch keine weiteren zur Seite gestellt, so dass sie als rein spontan-umgangssprachliche Ausdrücke aufgefasst werden müssen. Eine weitere Ausnahme ist die Angabe der südlichen und nördlichen Verbreitungsgrenze der „Türken“ in Asien mit Hilfe des Breitengrades (Kap. 6.3).

KAEMPFR wies ausdrücklich darauf hin, dass es in Japan zwar nicht wenige auch in Deutschland vorkommende „Insekten“ gäbe, aber auch „einige besondere und merkwürdige Arten“. Für manche Taxa wurde konstatiert, dass sie nur in bestimmten Landesteilen Japans vorkommen, so etwa für „Bären“ und den „Walfisch“ „Mako“. Die „Muschelröhre“ „Um Fake“ komme „allein“, also endemisch bei Tsjukungo vor. Für die Schlange „Firakutz“ wurde diskontinuierliche Verbreitung beschrieben, doch blieb letztlich unklar, ob KAEMPFR wirklich annahm, dass das Taxon in den zwischen Japan und „Coromandel“ liegenden Räumen nicht vorkommt. Die Japaner wurden als „Einländer“ bezeichnet (Kap. 6.3), doch trat dieser oder ein ähnlicher Terminus für Tiere nicht auf.

KAEMPFR nannte zwar Individuenzahlen für bestimmte Taxa, so wie beim „Tiger“ und „Hay“, verwendete jedoch zur Einschätzung der mittleren Populationsgrößen von Taxa im Freiland außerdem unbestimmte Häufigkeitsklassen wie „sehr selten“, „rar“, „sparsam“, „sehr wenige“, „wenige“, „selten“, „in Menge“, „viele“, „häufig“, „große Haufen“, „große / unglaubliche / erstaunende Menge“, „überflüssig“, „volkreich“, „sehr häufig“, „gemein“. Mittels solcher und davon abgeleiteter Termini verglich er die Populationsgröße eines Taxons in einer Gegend, wie bei „Walfisch“ und „Mako“, oder die Populationsgröße zweier Arten in einer Gegend, wie bei der „schneeweissen“ vs. der „grauen Gans“ und wie bei „Rabe“ vs. „Elster“. Das ist eine bis heute übliche, aber nicht adäquate Methode zur Darstellung der Dispersion (WALLASCHEK 2011b: 50).

Die Ausbreitung kam in Form der Anthropochorie und anschließenden Etablierung bei Haustieren wie Schafen, Ziegen und Schweinen, aber auch bei wildlebenden Taxa wie „Rabe“ und „Elster“ zur Sprache. Es wurde auch über angeblich domestizierte Hunde berichtet, die sich dann also in Japan ausgebreitet haben müssten. Über den Rückzug von wildlebenden Zootaxa wusste KAEMPFER anscheinend nichts zu erzählen; die „Vertilgung“ der „Oni“ hat er mitgeteilt (Kap. 6.3).

Bildliche Mittel zur Darstellung der Ausprägungen chorologischer Parameter in den Territorien von Zootaxa, wie z. B. Verbreitungstabelle, statistische Tabelle, Verbreitungskarte, Profil, Diagramm, wurden in KAEMPFERS „Geschichte“ nicht genutzt. So blieb es bei sprachlichen Mitteln zur Darstellung chorologisch-zoogeographischer Phänomene. KAEMPFER erfasste zwar einige davon, doch fehlte es hier ebenfalls an einer tiefergehenden theoretischen Durchdringung.

In der „Geschichte“ wurden manche Taxa als für Japan „überflüssig“, wie „Ratten und Mäuse“, andere als „wenig“, wie die „Schlangen“, eingestuft, ergo ein relativer Vergleich des Arten-Reichtums mit dem in anderen Räumen vorgenommen. Vergleiche der Populationsgröße zweier verschiedener Taxa, wie bei der „schneeweissen“ vs. der „grauen Gans“ und wie bei „Rabe“ vs. „Elster“ können ebenfalls als schwache Ansätze zur systematischen Zoogeographie gesehen werden, doch folgten keinerlei nähere Betrachtungen dazu.

Auf trophische Beziehungen der Taxa wurde in der „Geschichte“ eingegangen, hauptsächlich auf Prädation. Mithin war das Zusammenvorkommen mit Organismen aus anderen Taxa inbegriffen, das aber rein beschreibend ohne Begriffsbildung. Es gab also keinen Versuch zur Abgrenzung, Kennzeichnung und Benennung von Artenbündeln und zur sprach- oder bildlichen Darstellung von deren chorologischen Parametern, also zu einer zooökologischen Zoogeographie.

Obwohl KAEMPFER Unterschiede in der „Insektenwelt“ von Japan und Deutschland, weiter auch Unterschiede im Vorkommen von Taxa schon innerhalb Japans sowie endemische Taxa benannt hatte, ihm also bewusst gewesen sein muss, dass manche Taxa nur in bestimmten Regionen der Erde zu finden waren, unternahm er keinen Versuch zur Aufstellung von Faunengebieten. Er bemühte sich demnach nicht, Faunenregionen abzugrenzen, zu kennzeichnen, zu benennen, kartographisch darzustellen, also regionale Zoogeographie zu betreiben.

Inhalte der ökologischen Zoogeographie waren in der „Geschichte“ einige vertreten. Das betraf die Bindung von Zootaxa an die Biozyklen, Biochoren und Habitate, weiter ihre Bindung an Faktorenkomplexe wie Nahrung, Gewässer und Gewässerfaktoren, Klima, Boden oder Substrate, Gesteine und Pflanzen. Der Einfluss menschlicher Tätigkeiten kam zur Sprache, so hinsichtlich der Anthropochorie von Zootaxa oder der Jagd auf Tiere.

Die aus KAEMPFERS Sicht sehr große Anzahl wilder Tiere in Siam nahm er als „Beweis“ für die erhebliche Ausdehnung der „Wälder und Wildnisse“, wobei die seinerzeit angeblich hauptsächlich an die Flüsse gebundenen Menschen noch nicht in der Lage gewesen seien, tief in die Wälder einzudringen; andererseits waren sie wohl noch nicht dazu gezwungen, weil siedlungsnah eine hohe Wilddichte vorlag. Hier hat KAEMPFER also vorausgeahnt, dass eine zunehmende Dichte menschlicher Siedlungen die Folge haben wird, dass sie zur Jagd tiefer in die Wälder eindringen werden müssen, weil mit dem Rückzug der Wildtiere zu rechnen sein würde.

Für Japan konstatierte KAEMPFER im Gegensatz zu Siam eine geringe Arten- und Individuenzahl an wildlebenden Tieren, was er auf die hohe Zahl der menschlichen Siedlungen und die daraus resultierende geringe Zahl ungestörter Lebensräume zurückführte. Hier wurde sichtbar, dass er den Zusammenhang zwischen menschlicher Siedlungsdichte, Lebensraum- und Wildtierdichte kannte. Andererseits konstatierte KAEMPFER ein recht vertrautes Verhalten vieler wildlebender Vögel gegenüber Menschen, was er hier aber ebenfalls mit der hohen Zahl von Menschen in Verbindung brachte, welchen Widerspruch zu den Verhältnissen bei den Wildtieren er aber nicht erklärte; vielleicht haben die Japaner die kleinen wildlebenden Vögel, anders als es damals in Europa üblich war, nicht gejagt. Bemerkenswert ist auch, dass KAEMPFER berichtete, dass in Japan nicht viele Haustiere gehalten würden, weil die geringe Fläche fruchtbaren Bodens für dessen Nutzung durch den Ackerbau statt durch die Viehzucht spreche; zudem würden die

Japaner sich eher pflanzlich ernähren. Der „Kranig“ durfte allein durch den Kaiser gejagt werden, doch übertraten offenbar manche Japaner bewusst das Verbot; anscheinend genügte die Macht der Obrigkeit selbst in Japan nicht, den Schutz von Wildtieren durchzusetzen. Die „wilden Gänse“ unterlagen dem Jagdrecht der Privilegierten, wurden so aber vor allgemeiner Nachstellung geschützt. Das Abschießen von Affen in Siam als Belustigung, Zeitvertreib und Schießübung wurde durch KAEMPFER ohne Kopfzerbrechen mitgeteilt, denn er kannte ein solches Verhalten gegenüber Wildtieren von den damaligen Jagden des europäischen Adels. In allen vorgenannten ökologisch-zoogeographischen Nachrichten steckten historisch-zoogeographische Elemente, doch brachte KAEMPFER keine begrifflich-theoretischen Aussagen dazu. Auf Ansätze historisch-anthropogeographischen Denkens bei KAEMPFER wurde in Kap. 6.3 hingewiesen.

Insgesamt enthielt KAEMPFERS „Geschichte“ einiges zoogeographisches Wissen. Es fanden sich vor allem Inhalte der faunistischen, chorologischen und ökologischen Zoogeographie. Die anderen Richtungen der Zoogeographie waren deutlich weniger bis kaum mit Inhalten vertreten. Generell mangelte es an theoretisch-zoogeographischen Ansätzen. Das entspricht dem Charakter der mittelalterlich-frühneuzeitlichen Epoche dieser Wissenschaft. Dennoch haben die Leser aus der „Geschichte“ einiges über die Zootaxa einer ihnen fremden Welt lernen können.

7 Zoogeographie bei den Naturforschern

In den in diesem Heft untersuchten Werken von KOLB, OLDENDORP, BAEGERT, NIEBUHR und KAEMPFER fanden sich Inhalte sämtlicher Teilgebiete der Zoogeographie. Es dominierten Inhalte der faunistischen, chorologischen und ökologischen Zoogeographie, die der anderen Richtungen traten mehr oder weniger deutlich zurück. Alle fünf Naturforscher betrieben Faunen- und Quellenexploration mitsamt Datensicherung. Probleme der Systematik und Taxonomie, die Einordnung von Haustieren in die Tierlisten, teils mangelnde Fundorte und fehlende Fundzeiten ließen im jeweils strengen Sinne nur wenige faunistische Daten und Fundortkataloge, bestenfalls kurze Faunenlisten und in keinem Falle eine Fauna entstehen.

Es kann keinen Zweifel geben, dass die Werke der hier behandelten fünf Naturforscher vor allem das freizeitmäßig und beruflich interessierte breitere Publikum, aber auch das Fachpublikum fanden. Sicher haben alle diese Werke, einige mehr, andere weniger, zur Weitergabe auch der zoogeographischen Inhalte an gebildete und zahlungskräftige Schichten im Volk beigetragen.

Die in die Werke der Naturforscher KOLB, OLDENDORP, BAEGERT, NIEBUHR und KAEMPFER einbezogenen zoogeographischen Inhalte wiesen die wichtigsten Merkmale der mittelalterlich-frühneuzeitlichen Epoche der Zoogeographie auf (WALLASCHEK 2018c: 57). Daher lassen sich diese Werke, mithin ihre Verfasser, dieser Epoche zuordnen:

- Zwar wurde von ihnen Faunenexploration, Quellenexploration und Datensicherung betrieben, doch war erklärtes Ziel nicht die Schaffung einer Fauna, sondern Beiträge für das System der Natur, zur Tierwelt eines Raumes für die Naturgeschichte oder für wirtschaftliche Zwecke zu liefern.
- Die chorologischen Parameter Verbreitung, Verteilung, Ausbreitung und Rückzug spielten schon als Worte kaum oder höchstens beiläufig eine Rolle, schon gar nicht als Begriffe, mithin fehlte noch ein chorologisch- wie ein systematisch-zoogeographisches Forschungsprogramm. Doch wurden in unterschiedlichem Umfang chorologische Sachverhalte empirisch erfasst und mit sprachlichen Methoden beschrieben. Bildliche Methoden zur Darstellung chorologischer Sachverhalte fehlten, mit Ausnahme einer Karte zur Verbreitung indigener Völker im südlichen Afrika bei KOLB.
- Trotz teils guten Kenntnissen über Faunenunterschiede kam es noch nicht zur Entwicklung eines regional-zoogeographischen Forschungsprogramms.
- Trotz teils guten Kenntnissen über das Zusammenleben von Organismen fehlte, wie auch später noch in der klassischen Zoogeographie, ein zooökologisch-zoogeographisches Forschungsprogramm.
- Zwar existierte eine breite Kenntnis über die Bindung von Arten an Lebensräume bzw. über den Einfluss von Umweltfaktoren-Komplexen und Einzel-Umweltfaktoren, mitunter auch geohistorischer Faktoren auf das Vorkommen von Taxa und wurden manchmal für Phänomene Erklärungen erarbeitet, doch geschah das noch rein empirisch ohne Versuche tiefer gehender theoretischer Verarbeitung.

ZIMMERMANN (1777, 1778, 1780, 1783) hat die Werke aller fünf Naturforscher zitiert, KAEMPFER allerdings aus einer Sekundärquelle. Die fünf Naturforscher zitierten ZIMMERMANN nicht, doch war

das schon rein chronologisch kaum zu erwarten. Anthropogeographisch bemerkenswert ist, dass KOLB und KAEMPFER nicht nur eine dynamische, sondern auch eine historische Sichtweise auf die Entwicklung von Völkern hatten, KOLB ferner die Distribution indigener Ethnien kartographisch und sprachlich dargestellt, zudem ihre Populationsgröße und die Verhältnisse in ihrer Umwelt textlich niedergelegt hat. ZIMMERMANN könnte daraus Anregungen für seine eigene Hypothese über die Entstehung, Ausbreitung und „Anartung“ der Menschheit erhalten haben.

8 Literatur

- ANONYMUS (1753): Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande; oder Sammlung aller Reisebeschreibungen etc. durch eine gelehrte Gesellschaft gelehrter Männer im Englischen zusammen getragen, und aus demselben und dem Französischen ins Deutsche übersetzt. Eilfter Band. – Leipzig (Arkstee und Merkus). 712 S.
- BAEGERT, C. J. J. (1772): Nachrichten von der Amerikanischen Halbinsel Californien: mit einem zweyfachen Anhang falscher Nachrichten. Geschrieben von einem Priester der Gesellschaft Jesu, welcher lang darinn diese letztere Jahr gelebt hat. Mit Erlaubnuß der Oberen. – Mannheim (gedruckt in der Churfürstl. Hof- und Academie-Buchdruckery). 358 S.
- BOSSART, J. J. (1777a): Vorrede. – In: C. G. A. OLDENDORP (1777a): Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den caraimischen Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jan. Herausgegeben durch Johann Jakob Bossart. Erster Theil. – Barby (Christian Friedrich Laux, und in Leipzig in Commission bey Weidmanns Erben und Reich). S. 1-444.
- CARSTENS, C. E. (1886): Carsten Niebuhr. - In: Allgemeine Deutsche Biographie, 23: 661-662. - Leipzig (Duncker & Humblot). 804 S.
- FALKMANN, A. (1882): Engelbert Kämpfer. - In: Allgemeine Deutsche Biographie, 15: 62-64. - Leipzig (Duncker & Humblot). 796 S.
- HANSEN, R. (1998): Carsten Niebuhr. – In: Neue Deutsche Biographie, 19: 217-219. – Berlin (Duncker & Humblot). 816 S.
- KAEMPFER, E. (1777): Geschichte und Beschreibung von Japan. Aus den Originalhandschriften des Verfassers herausgegeben von Christian Wilhelm Dohm. Erster Band. – Lemgo (Meyersche Buchhandlung). 310 S.
- KAEMPFER, E. (1779): Geschichte und Beschreibung von Japan. Aus den Originalhandschriften des Verfassers herausgegeben von Christian Wilhelm Dohm. Zweyter und letzter Band. – Lemgo (Meyersche Buchhandlung). 478 S.
- KÖHLER, J. D. (1719): Bequemer Schul- und Reisen-Atlas aller zur Erlernung der Alten / Mittlern und Neuen Geographie dienlichen Universal- und Particular-Charten / welche alle auf eine solche neue und besondere Art illuminiret / daß man nicht nur alleine nach denen verschiedentlich aufgetragenen Farben deren Abtheilung und Gränzen alsobald genau unterscheiden / sondern auch noch über dieses dabey gleich bei den ersten Augenblick erkennen kan wem erstlich jegliches Land in denen Welt-Theilen zugehöre / und dann auch was solches für einer Religion beygethan / nebst einer im Druck beygefügeten kurtzen Geographischen Anleitung / und etlichen Heraldischen Charten / welche die Wappen aller Königreiche und Länder / davon die Charten in diesen Atlante befindlich / und die sonst gewöhnlicher massen denenselben pflegen zur Zierde beygestochen zu werden / zu bessern Gebrauch besonders / und auf das alleraccurateste vorstellen. Alles mit grossen Fleiß und Kosten ausgefertiget von Christoph Weigeln / Kunsthändlern in Nürnberg. – Nürnberg (Christoph Weigel). 148 Blätter.
- KOLB, P. (1719): Capvt Bonæ Spei Hodiernvm. Das ist: Vollständige Beschreibung des Africanischen Vorgebürges der Guten Hofnung. Worinnen in dreyen Theilen abgehandelt wird / wie es heut zu Tage / nach seiner Situation und Eigenschaft aussiehet; ingleichen was ein Natur-Forscher in den dreyen Reichen der Natur daselbst findet und antrifft: Wie nicht weniger / was die eigenen Einwohner die Hottentotten, vor seltsame Sitten und Gebräuche haben: Und endlich alles / was die Europæischen daselbst gestifteten Colonien anbetrifft. Mit angefügter genugsamer Nachricht / wie es auf des Auctoris Hinein- und Heraus-Reise zugegangen; Auch was sich Zeit seiner langen Anwesenheit / an diesem Vorgebürg merkwürdiges ereignet hat. Nebst noch vielen andern curieusen und bißhero unbekandt-gewesenen Erzehlungen / mit wahrhafter Feder ausführlich

- entworfen: auch mit nöthigen Kupfern gezieret / und einem doppelten Register versehen.
– Nürnberg (Peter Conrad Monath). 846 S.
- LIER, H. A. (1887): Christian Georg Andreas Oldendorp. - In: Allgemeine Deutsche Biographie, 24: 263-265. - Leipzig (Duncker & Humblot). 788 S.
- MEIER-LEMGO, K. (1974): Engelbert Kaempfer. – In: Neue Deutsche Biographie, 10: 729-730. – Berlin (Duncker & Humblot). 784 S.
- NIEBUHR, C. (1772): Beschreibung von Arabien. Aus eigenen Beobachtungen und im Lande selbst gesammelten Nachrichten abgefasst. – Kopenhagen (Gedruckt in der Hofbuchdruckerey bey Nicolaus Möller. In Leipzig zu bekommen bey B. C. Breitkopf und Sohn). 431 S.
- OEHME, R. (1953): Christoph Johannes Jakob Baegert. – In: Neue Deutsche Biographie, 1: 517. – Berlin (Duncker & Humblot). 780 S.
- OLDENDORP, C. G. A. (1777a): Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den caraibischen Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jan. Herausgegeben durch Johann Jakob Bossart. Erster Theil. – Barby (Christian Friedrich Laux, und in Leipzig in Commission bey Weidmanns Erben und Reich). S. 1-444.
- OLDENDORP, C. G. A. (1777b): Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den caraibischen Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jan. Herausgegeben durch Johann Jakob Bossart. Zweyter Theil. – Barby (Christian Friedrich Laux, und in Leipzig in Commission bey Weidmanns Erben und Reich). S. 445-1068.
- RATZEL, F. (1882): Peter Kolb. - In: Allgemeine Deutsche Biographie, 16: 460-461. - Leipzig (Duncker & Humblot). 798 S.
- WALLASCHEK, M. (2006): Franz Alfred Schilder und Maria Schilder: Zwei Leben - ein Werk für die Zoologie. - Halle (Saale) (Ampyx Verlag Dr. A. Stark). 80 S.
- (2007): Buchbesprechung: "Beierkuhnlein, Carl (2007): Biogeographie. Die räumliche Organisation des Lebens in einer sich verändernden Welt. - Stuttgart (Eugen Ulmer). 397 S". – Abhandlungen und Berichte für Naturkunde Magdeburg 30: 274-278.
 - (2008): Ist die Faunistik eine Wissenschaft? - Entomologische Mitteilungen Sachsen-Anhalt 16 (1): 28-34.
 - (2009): Fragmente zur Geschichte und Theorie der Zoogeographie: Die Begriffe Zoogeographie, Arealssystem und Areal. - Halle (Saale). 55 S.
 - (2010a): Fragmente zur Geschichte und Theorie der Zoogeographie: II. Die Begriffe Fauna und Faunistik. - Halle (Saale). 64 S.
 - (2010b): Fragmente zur Geschichte und Theorie der Zoogeographie: III. Die Begriffe Verbreitung und Ausbreitung. - Halle (Saale). 87 S.
 - (2011a): Fragmente zur Geschichte und Theorie der Zoogeographie: IV. Die chorologische Zoogeographie und ihre Anfänge. - Halle (Saale). 68 S.
 - (2011b): Fragmente zur Geschichte und Theorie der Zoogeographie: V. Die chorologische Zoogeographie und ihr Fortgang. - Halle (Saale). 65 S.
 - (2012a): Fragmente zur Geschichte und Theorie der Zoogeographie: VI. Vergleichende Zoogeographie. - Halle (Saale). 55 S.
 - (2012b): Fragmente zur Geschichte und Theorie der Zoogeographie: VII. Die ökologische Zoogeographie. - Halle (Saale). 54 S.
 - (2013a): Fragmente zur Geschichte und Theorie der Zoogeographie: VIII. Die historische Zoogeographie. - Halle (Saale). 58 S.
 - (2013b): Fragmente zur Geschichte und Theorie der Zoogeographie: IX. Fazit, Literatur, Glossar, Zoogeographenverzeichnis. - Halle (Saale). 54 S.
 - (2014a): Ludwig Karl Schmarla (1819-1908): Leben und Werk. – Halle. 142 S.
 - (2014b): Zoogeographische Anmerkungen zu Matthias Glaubrechts Biographie über Alfred Russel Wallace (1823-1913). – Entomologische Nachrichten und Berichte 58(1-2): 91-94.
 - (2015a): Johann Andreas Wagner (1797-1861) und „Die geographische Verbreitung der Säugthiere“. – Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 1: 3-24.
 - (2015b): Zoogeographie in Handbüchern der Naturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. – Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 1: 25-61.
 - (2015c): Zoogeographie in Handbüchern der Geographie des 18. und 19. Jahrhunderts. – Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 2: 3-59.
 - (2015d): Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840) und die Zoogeographie im „Handbuch der Naturgeschichte“. – Philippia 16 (3): 235-260.
 - (2015e): Johann Karl Wilhelm Illiger (1775-1813) als Zoogeograph. – Braunschweiger Naturkundliche Schriften 13: 159-193.
 - (2015f): Zoogeographie in Werken Eberhard August Wilhelm von Zimmermanns (1743-1815) außerhalb der „Geographischen Geschichte“ des Menschen, und der vierfüßigen Thiere“. – Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 3: 4-51.
 - (2015g): Zoogeographische Anmerkungen zu Malte Christian Ebachs „Origins of Biogeography“. - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 3: 52-65.

- (2016a): Karl Julius August Mindings (1808-1850) „Ueber die geographische Vertheilung der Säugethiere“. – Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 4: 4-27.
- (2016b): Karl Wilhelm Volz (1796-1857) und die „Beiträge zur Kulturgeschichte. Der Einfluß des Menschen auf die Verbreitung der Hausthiere und der Kulturpflanzen“. – Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 4: 28-49.
- (2016c): Zoogeographische Aspekte in Georg Matthias von Martens (1788-1872) „Italien“. – Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 4: 50-61.
- (2016d): Zoogeographie in Werken Alexander von Humboldts (1769-1859) unter besonderer Berücksichtigung der wissenschaftlichen Beziehungen zu Eberhard August Wilhelm von Zimmermann (1743-1815). – Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 5: 3-54.
- (2016e): Präzisierungen zoogeographischer Aussagen und Berichtigungen. - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 5: 55-56.
- (2016f): Zoogeographie in Werken Carl Ritters (1779-1859) unter besonderer Berücksichtigung der wissenschaftlichen Beziehungen zu Eberhard August Wilhelm von Zimmermann (1743-1815). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 6: 4-53.
- (2017a): Zoogeographie in Werken Johann Reinhold Forsters (1729-1798) und Johann Georg Adam Forster (1754-1794) unter besonderer Berücksichtigung der wissenschaftlichen Beziehungen zu Eberhard August Wilhelm von Zimmermann (1743-1815). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 7: 3-53.
- (2017b): Zoogeographie in Werken deutscher Russland-Forscher des 18. Jahrhunderts (D. G. Messerschmidt, G. W. Steller, P. S. Pallas). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 8: 4-60.
- (2018a): Zoogeographie in Werken deutscher Russland-Forscher des 18. Jahrhunderts. II. (J. G. Gmelin, J. G. Georgi). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 9: 4-48.
- (2018b): Zoogeographische Anmerkungen zu Schwarz et al.: „Neues zur Gottesanbeterin“. - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 9: 49-53.
- (2018c): Zoogeographie in Werken deutscher Russland-Forscher des 18. Jahrhunderts. III. (S. G. Gmelin, J. A. Gildenstädt, C. L. Hablitz). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 10: 4-60.
- (2018d): Zoogeographie in Werken von Immanuel Kant (1724-1804). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 11: 4-54.
- (2018e): Johann Christian Daniel von Schreber (1739-1810) und die Zoogeographie in „Die Säugthiere in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen“. - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 12: 4-32.
- (2018f): Johann Samuel Halle (1727-1810) und die Zoogeographie in „Die Naturgeschichte der Thiere in Systematischer Ordnung“. - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 12: 33-58.
- (2019a): Christian Lehmann (1611-1688) und die Zoogeographie in „Historischer Schauplatz derer natürlichen Merckwürdigkeiten in dem Meißnischen Ober-Ertzgebirge“. - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 13: 4-49.
- (2019b): Zoogeographie in Werken von Jacob Theodor Klein (1685-1759).- Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 13: 50-60.
- (2019c): Johann Gottfried Herder (1744-1803) und die Zoogeographie in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“. - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 14: 4-32.
- (2019d): Jakob Benjamin Fischer (1731-1793) und die Zoogeographie im „Versuch einer Naturgeschichte von Livland“. - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 14: 33-54.
- (2019e): Zoogeographie in Werken deutscher Geographen und Statistiker des 18. Jahrhunderts (A. F. Büsching, G. Achenwall, E. D. Hauber, J. Hübner). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 15: 4-58.
- (2019f): Zoogeographie in Werken deutscher Geographen und Statistiker des 18. Jahrhunderts. II. (J. D. Köhler, J. Hübner d. J., J. P. Süßmilch, J. C. Gatterer). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 16: 4-66.
- (2020a): Zoogeographie in Werken deutscher Geographen und Statistiker des 18. Jahrhunderts. III. (J. J. Schatz, G. W. Krafft, J. G. Hager, J. Lulofs, L. Mitterpacher). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 17: 4-62.
- (2020b): Zoogeographie in Werken deutscher Physikotheologen des 18. Jahrhunderts. (H. S. Reimarus, F. C. Lesser). - Beitr. Gesch. Zoogeographie 18: 4-63.
- (2020c): Zoogeographie in Werken deutscher Physikotheologen des 18. Jahrhunderts. II. (J. A. Fabricius, J. C. Benemann, F. Hoffmann, J. H. Zorn, P. Ahlwardt, E. L. Rathlef, J. G. O. Richter). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 19: 5-64.
- (2020d): Zur Entwicklung der klassischen, deutschsprachigen Zoogeographie im 18. und 19. Jahrhundert. - Verh. Geschichte Theorie Biologie 22: 43-49.
- (2020e): Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. (M. S. Merian, J. L. Frisch, G. F. Mylius, A. J. Rösel von Rosenhof, C. F. C. Kleemann). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 20: 4-60.
- (2021a): Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. II. (C. Schwenckfeld, J. C. Aitingen, W. H. von Hohberg, F. A. Pernauer von Perney, H. F. von Göchhausen). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 21: 4-57.
- (2021b): Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. III. (C. von Hellwig, P. C. Fabricius, W. H. Kramer, B. S. von Nau, J. A. E. Goeze). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 22: 4-65.
- (2021c): Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. IV. (G. Mangolt, L. Baldner, G. A. Mercklin, J. C. Wulff, J. C. Birkholz, N. G. Leske, M. E. Bloch). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 23: 4-61.
- (2021d): Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. V. (J. C. Schaeffer, J. D. Denso, K. A. von Bergen, F. H. W. Martini, J. S. Schröter). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 24: 4-65.
- (2021e): Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. VI. (J. Kentmann, K. von Meidinger, D. S. Büttner, J. E. Walch, M. Denis & I. Schiffermüller, J. C. Fabricius). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 25: 4-62.

- (2022a): Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. VII. (W. F. von Gleichen, genannt Rußwurm, J. A. Bergsträßer & H. W. Bergsträßer, J. H. Sulzer, E. J. C. Esper, A. C. Kühn). - Beiträge zur Geschichte der Zoogeographie 26: 4-64.
 - (2022b): Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. VIII. (J. A. Scopoli, N. Poda von Neuhaus, F. C. Günther, B. Dietzsch, A. L. Wirsing & B. C. Vogel, G. J. Gladbach, J. K. Füssli). - Beitr. Geschichte Zoogeographie 27: 4-63.
 - (2022c): Fragmente zur Geschichte und Theorie der Zoogeographie. Supplement: Was ist Zoogeographie? - Halle (Saale). 51 S.
 - (2022d): Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. IX. (F. de Paula von Schrank, J. N. von Laicharding, Hildegard von Bingen; Frauen und Zoogeographie). - Beitr. Geschichte Zoogeographie 28: 4-64.
 - (2022e): Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. X. (A. W. Knoch, G. W. F. Panzer, J. Hübner, H. G. Lang, C. F. Vieweg). - Beitr. Geschichte Zoogeographie 29: 4-61.
 - 2023a): Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. XI. (C. Gesner, J. Carronus & K. Wolf, J. C. Eichhorn, J. F. W. Herbst). - Beitr. Geschichte Zoogeographie 30: 4-65.
 - (2023b): Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. XII. (M. B. Borkhausen & D. H. Schneider, C. C. Jung, J. D. Preyßler, J. G. Gleditsch). - Beitr. Geschichte Zoogeographie 31: 4-64.
 - (2023c): Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. XIII. (J. M. Bechstein). - Beitr. Geschichte Zoogeographie 32: 4-63.
 - (2023d): Zoogeographie in Werken deutscher Naturforscher des 18. Jahrhunderts. XIV. (I. K. H. Börner, B. Merrem, F. S. Bock, D. Cranz). - Beitr. Geschichte Zoogeographie 33: 4-63.
 - (2023e): Zum Beitrag von Mitgliedern der Gesellschaft Naturforschender Freunde zu Berlin zur Entwicklung der Zoogeographie. - Sitzungsberichte Ges. Naturforsch. Freunde Berlin, Neue Folge. 57: 27-59.
- ZIMMERMANN, E. A. G. (1777): Specimen zoologiae geographicae, quadrupedum domicilia et migrationes sistens. – Lugduni [Leiden] (T. Haak). 685 S.
- ZIMMERMANN, E. A. W. (1778): Geographische Geschichte des Menschen, und der allgemein verbreiteten vierfüßigen Thiere, nebst einer hieher gehörigen Zoologischen Weltcharte. Erster Band. – Leipzig (Weygand). 208 S.
- ZIMMERMANN, E. A. W. (1780): Geographische Geschichte des Menschen, und der vierfüßigen Thiere. Zweiter Band. – Leipzig (Weygand). 432 S.
- ZIMMERMANN, E. A. W. (1783): Geographische Geschichte des Menschen, und der allgemein verbreiteten vierfüßigen Thiere, mit einer hiezu gehörigen Zoologischen Weltcharte. Dritter Band. – Leipzig (Weygand). 278 S. und 32 S. und 1 Karte.

Anschrift des Verfassers
Dr. Michael Wallaschek
Agnes-Gosche-Straße 43
06120 Halle (Saale)
DrMWallaschek@t-online.de

„Habe Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ I. KANT 1784

- *Wer als „Versteher“ beschimpft wird, soll nicht verstehen, sondern folgen.*
- *Wer als „Leugner“ beschimpft wird, soll nicht zweifeln, sondern glauben.*
- *Wer als „Lumpenpazifist“ beschimpft wird, soll nicht friedlich, sondern kriegerisch sein.*
- *Wer als „gefallener Engel“ beschimpft wird, soll es bleiben, weil er als solcher gebraucht wird.*